Eduard Mörike

als Gelegenheitsdichter.

Mörike-Denkmal
in den Mörike-Anlagen am Fuße der Silberburg in Stuttgart.

...liche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eduard Mörike

als Gelegenheitsdichter.

Aus seinem alltäglichen Leben.

Von

Rudolf Krauß.

Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörikes
und Zeichnungen von seiner Hand.

1894/95 : 817

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorwort.

Daß ich zu diesem Büchlein ein Vorwort schreibe und die Leser ausdrücklich bitte, ihm ja nicht das gewöhnliche Geschick der Vorreden zu bereiten, geschieht darum, weil ich um alles nicht möchte, daß jemand an die Gedichte Mörikes, die ich hiermit zum erstenmale gesammelt der Oeffentlichkeit übergebe, mit falschen Voraussetzungen herantrete. Es sind lauter Kinder des Augenblicks, rasch und leicht auf das Papier geworfen, zum Teil förmliche Improvisationen: dem plötzlichen Einfall ist die Ausführung unmittelbar auf dem Fuße gefolgt. Und die Verse blieben so, wie sie entstanden waren, es wurde kaum je daran gebessert und gefeilt. Denn der Dichter hatte sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Es versteht sich unter diesen Umständen von

ſelbſt, daß, wie ihrem Inhalt ſelten beſondere Bedeutung zukommt, ſo auch ihre Form nicht überall vollendet ſein kann. Manchem drängt ſich nun vielleicht in Anbetracht eines ſolchen Geſtändniſſes die Frage auf, ob die Herausgabe der betreffenden Verſe nicht etwa beſſer unterblieben wäre. Indeſſen kommt in dieſen anſpruchsloſen Gedichtchen die ganze Eigentümlichkeit und Beſonderheit unſeres großen Lyrikers zum Ausdruck: der ihm angeborene feine Formſinn, die ihm zu Gebot ſtehende Kunſt, die gewöhnlichſten und einfachſten Dinge poetiſch zu verklären, auf eine ideale Stufe zu erheben, ſo daß ſie ſich, um mit Hermann Kurz zu reden, unter ſeiner Hand in Gold verwandeln. Man ſpricht gar viel von Mörikes „Andacht zum Unbedeutenden". Die wenigſten haben aber wohl bislang die richtige Vorſtellung gehabt, was darunter zu verſtehen ſei. Die Bedeutung jenes Wortes klar zu machen, bezweckt dieſe Sammlung von Gelegenheitsgedichten nebſt den beigegebenen Erläuterungen und Schilderungen.

Noch ein weiteres Bedenken ſcheint ſich gegen mein Unternehmen zu erheben. Der Dichter ſelbſt hat im Jahre 1868 den Wunſch geäußert, fernerhin möge von ſeinen ungedruckten Dichtungen nichts mehr veröffentlicht werden. Nach reiflicher Ueberlegung bin ich mit Zu-

ſtimmung der Witwe und Schweſter Mörikes zu dem Ergebnis gekommen, daß dieſes Gebot heute keine Geltung mehr haben könne. Uebrigens iſt es auch ſchon längſt durchbrochen: von den verſchiedenſten Seiten und an den verſchiedenſten Stellen ſind ſeit 1868 Gelegenheits- und ſonſtige Gedichte Mörikes mitgeteilt worden. Gewiß hat er ſelbſt bei jener Prohibitivmaßregel in erſter Linie ſeine Gedichtſammlung, deren Text von ihm 1867 zum letztenmale feſtgeſtellt worden iſt, im Auge gehabt. In Bezug auf ſie war ſeine Vorſicht im ganzen berechtigt, wenn auch im einzelnen ihr noch manches weitere Stück wohl anſtehen würde. Aber Mörike hat eben Sorge tragen wollen, daß die Perlen nicht unter der Maſſe des weniger Bedeutenden — oder richtiger: Unſcheinbaren — verſchwinden. Welchen Schaden ſollte jedoch der Druck von Gedichten außerhalb jener Sammlung anrichten? Mörikes Stellung in der deutſchen Literaturgeſchichte hat ſich ſeit dem Jahr 1868 gar ſehr verändert. Er iſt, was er ſelbſt in ſeiner Anſpruchsloſigkeit vielleicht am wenigſten erwartet hat, heute als einer unſerer erſten Lyriker anerkannt, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, iſt ſein Stern noch im Aufſtieg begriffen. Hat er zu Lebzeiten die Befürchtung hegen müſſen, daß das Bekanntwerden von Minderwertigem ſeinem Namen

ſchaden könne, ſo iſt ſein Ruhm jetzt gegen eine ſolche Gefahr geſchützt. Vielmehr wird auch das Geringfügige dankbar hingenommen werden, weil es eben von Eduard Mörike herrührt, und weil ſchon darin die Bürgſchaft liegt, daß auch dem vergleichsweiſe Unbedeutenden immer noch eine abſolute Bedeutung zukomme.

So ſende ich denn dieſes Büchlein getroſt in die Welt. Es wendet ſich gleichermaßen an die, welche Mörikes Freunde ſind, wie an alle, die es werden wollen. Den erſteren ſoll es friſche Gaben von einem alten lieben Bekannten reichen, ſoll es das Bild des teuren Dichters noch deutlicher machen, noch näher bringen, als es ihnen bisher geweſen iſt. Denen aber, die bis jetzt Eduard Mörike nur oberflächlich oder etwa gar nicht gekannt haben, will mein Buch die Luſt erwecken, ſich möglichſt bald und gründlich mit ihm und den Schöpfungen ſeines Geiſtes vertraut zu machen. In der Auswahl des reichlichen Materials, das zu meiner Verfügung geſtanden hat, habe ich mir Beſchränkung auferlegt. Die Mehrzahl der hier mitgeteilten Gedichte wird von mir zum erſtenmal der Oeffentlichkeit übergeben; indeſſen wiederhole ich doch auch mancherlei, was bis jetzt an verſchiedenen Orten zerſtreut und darum nicht im Zuſammenhang genießbar geweſen iſt. Aus der Gedicht-

ſammlung dagegen, zu der ich gewiſſermaßen eine Ergänzung liefern will, iſt nichts herübergenommen. Die erſtmals in dieſem Buch vervielfältigten Proben von Mörikes Zeichenkunſt werden jedermann willkommen ſein, da ſie zu der Charakteriſtik des Humoriſtikers faſt unentbehrlich ſind. Endlich habe ich eine kleine Skizze von den äußeren Lebensumſtänden des Dichters vorausgeſchickt, die bei aller gedrängten Kürze aus Quellen erſter Hand geſchöpft iſt und nicht auf Vollſtändigkeit, aber auf Zuverläſſigkeit Anſpruch erhebt.

Stuttgart im Auguſt 1894.

R. Kr.

Bindet mich feſt am Maſt, Gefährten, daß ich nicht, folgend
Süß verlockendem Sang, blind in die Wogen mich ſtürz'! —
Dort auf dem einſamen Eiland, ſich ſelbſt zum lieblichen Wunder,
Hauſet ein Götterſohn: Wohllaut entſtrömt ſeinem Mund.

Das Leben des Dichters.

1804—1875.

Eduard Mörike hat am 8. September 1804 zu Ludwigsburg das Licht der Welt erblickt. Die Familie, der er angehörte, war vor langen Zeiten aus dem Norden nach Schwaben eingewandert, und eine ſeiner Urmütter leitete ihre Abſtammung auf Martin Luther zurück. Der Vater des Dichters, Doktor Karl Friedrich Mörike, war, wie auch ſchon der Großvater, ein angeſehener Arzt in Ludwigsburg; die Mutter, Charlotte Dorothea, geborene Beyer, eine Pfarrerstochter, wird als treffliche Frau gerühmt; ſie hat ohne Zweifel an Mörikes Dichterbegabung größeren Anteil gehabt als der Vater. In einem Kreis älterer und jüngerer Ge-

schwister wuchs Eduard auf. Der auffallend schöne und zarte blondhaarige Knabe verriet schon frühzeitig das eigentümliche Gepräge seines Geistes. Von träumerischem Wesen wußte er seinen Kinderspielen eine gewisse Weihe zu geben, liebte er es, weltentrückt in einem selbst geschaffenen Märchenreich zu weilen. Glücklich und heiter eilten ihm die Jahre der ersten Jugend dahin, bis der Tod des Vaters im Herbst 1817 ihn zum erstenmal an den Ernst des Menschenlebens mahnte.

Zwei Oheime nahmen sich nun hauptsächlich des Knaben an: Oberkonsistorialpräsident von Georgii in Stuttgart und Pfarrer Neuffer in Bernhausen, einem unweit von der Hauptstadt gelegenen freundlichen Dorf. Wie gerne brachte Eduard seine Tage dort im gastlichen Pfarrhaus zu, in der Mitte der seinem Herzen nahe stehenden Familie, in Spielen und Scherzen mit den Basen, deren eine, Klärchen, der Gegenstand seiner feurigen Jugendneigung gewesen ist! Die Rücksicht auf seinen Bildungsgang gestattete ihm freilich nicht den dauernden Aufenthalt in Bernhausen. Er mußte das Stuttgarter Gymnasium besuchen, nachdem er den ersten Unterricht in der Ludwigsburger Lateinschule genossen hatte. Georgii nahm den Neffen bei sich auf. Der Onkel machte in Stuttgart ein großes Haus, und so gingen damals eine Anzahl bedeutender Persönlichkeiten

an Eduard vorüber. Doch nahm sein Hang, sich auf sich selbst zurück zu ziehen, eher zu als ab. Gerade sein mildes und weltscheues Wesen ließ ihn für den Beruf des Geistlichen besonders geeignet erscheinen; übrigens war diese Wahl, die ein Studium auf Staatskosten ermöglichte, schon durch die Mittellosigkeit der Familie bedingt.

So trat Eduard Herbst 1818 nach erstandenem Landexamen in das niedere Seminar Urach ein. Hier vertiefte sich seine Neigung zum klassischen Altertum, namentlich zu den Hellenen, die schon in Stuttgart hervorgetreten war, mehr und mehr; hier gewann aber auch die Poesie zuerst deutlichen und bestimmten Einfluß auf sein Leben. Nicht umsonst weilte er vier Jahre lang auf einem der schönsten Flecke schwäbischer Erde: der ihm angeborene Naturſinn zog aus der herrlichen Gebirgsumgebung reichliche Nahrung und weckte wiederum in dem Inneren des heranreifenden Jünglings eine Fülle poetischer Stimmungen. In Urach entstanden ferner innige Freundschaftsbündnisse, die für alle Zukunft vorhielten. So wirkte alles zusammen, daß sein dortiger Aufenthalt wohlthuende Folgen für seine geistige Entwicklung hatte und von ihm selbst zeitlebens in freundlichster Erinnerung gehalten wurde.

Im Herbst 1822 siedelte Mörike nach Tübingen

über, um im dortigen evangeliſchen Stift Theologie zu ſtudiren. Gab er ſich auch ſeinem Berufsſtudium nicht mit übermäßigem Eifer hin, ſo waren doch die damit in Verbindung ſtehenden philoſophiſchen Vorleſungen und Uebungen für ihn ein nicht zu unterſchätzendes Bildungsmittel. Am ſtudentiſchen Treiben nahm er wenig Anteil: von Studentenverbindungen, Studententracht wollte er nichts wiſſen, und an der Burſchenſchaft ſprangen ihm die lächerlichen Seiten ſo ſehr in die Augen, daß er entſchiedenen Widerwillen gegen ſie faßte. Er errichtete, wie ſein Freund D. Fr. Strauß von ihm ſagt, ſchon auf der Hochſchule eine Art Freimaurerloge um ſich her, aus welcher alle Profanen ausgeſchloſſen waren. Aber glücklich, wer Zutritt zu dem engen Kreis erleſener Genoſſen fand, in dem der ſeelenvolle Jüngling herrſchte, bald durch die Aeußerungen einer ſeltenen Dichterphantaſie ſeine Freunde entzückend, bald ſie durch ſein mimiſches Talent ergötzend! Für jeden, der ihm nahe trat, war er die Verkörperung der Poeſie, und er verſtand es, auf ſeine Umgebung wahrhaft erhebende und begeiſternde Wirkungen hervorzubringen. „Wenn ich an dich gedenke," ſchreibt Ludwig Bauer einmal an ihn, „iſt mir's, wie wenn ich im Shakeſpeare geleſen hätte." Es waren glückliche Tage, dieſe Tübinger Studentenzeit, da in Freundſchaftsgefühlen, Poeſie und Romantik geſchwelgt wurde.

Mörike ſelbſt hat damals eine Anzahl lyriſcher Stücke gedichtet, darunter ſolche, die zu den Perlen ſeiner Liederſammlung gehören, und außerdem ein Trauerſpiel, das er aber — in zweifellos richtiger Selbſtkritik — alsbald nach der Vollendung in Rauch aufgehen ließ; auch die Anfänge eines Hohenſtaufendramas, deſſen Held König Enzio werden ſollte, dürften in dieſen Abſchnitt fallen. Freilich waren dem jungen Dichter auch manche bittere Tropfen in den Kelch der Freude gemiſcht. Sein Geſundheitszuſtand war häufig unbefriedigend, und im Jahre 1823 mußte er ſogar ſeine Studien eines Bruſtleidens wegen unterbrechen. Sein ganzes Leben über blieb ſein körperliches Befinden ſtarken Schwankungen unterworfen, die ſich ihm höchſt unangenehm fühlbar machten, obſchon die thatſächlich vorhandenen Krankheitserſcheinungen den ſubjektiven Empfindungen von Unbehagen durchaus nicht entſprachen. Im Jahre 1824 hatte er den Tod eines älteren Bruders, Auguſts, zu betrauern, der ihm beſonders nahe geſtanden und wenigſtens während der Ludwigsburger Zeit entſchiedenen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte. In demſelben Jahre wurde ſein Gemüt auch durch eine Liebesleidenſchaft ſtark erſchüttert. Eine geheimnisvolle Fremde, Maria Meyer mit Namen, wohl aus Ungarn ſtammend, die plötzlich auftauchte, um ebenſo wieder zu verſchwinden, trat ihm in verführeriſcher Weiblichkeit ent-

gegen und nahm ihn überdies durch eine für ihren Stand ungewöhnliche Geistesbildung gefangen. Aber bald erkannte er, daß sie seiner unwürdig sei, und riß sich von ihr los.

Mit weinendem Blick, doch grausam
Hieß ich das schlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.

Als Peregrina hat er die Fremde in dem berühmt gewordenen Liedercyklus besungen und ferner Züge von ihr der Zigeunerin Elisabeth in seinem Roman „Maler Nolten" geliehen.

Herbst 1826 verließ Mörike Tübingen und sollte nach erstandenem Examen in den praktischen Kirchendienst eintreten. Mit Schrecken erfüllte ihn dieser Gedanke. Denn er spürte zu dem geistlichen Stand, den er unter dem Zwang äußerer Umstände ergriffen hatte, ebenso wenig Neigung als Beruf in sich. Immer unabweisbarer drängte sich ihm diese Ueberzeugung auf, als er ein Jahr lang an verschiedenen Orten, zuletzt in Köngen bei Eßlingen, die Dienste eines Pfarrvikars that. So erwirkte er sich von seiner Familie die Erlaubnis, wenigstens zeitweise aus seinem Amt treten zu dürfen, um sich nach einer anderweitigen Existenz umzusehen. Weihnachten 1827 „von aller Vikariats-

knechtſchaft befreit“ hielt er ſich zunächſt in Oberſchwaben, meiſt bei ſeinem Bruder Karl, Amtmann in Scheer, auf und knüpfte von dort aus zu der Cottaſchen Verlagshandlung, bei der er Beſchäftigung zu finden hoffte, Beziehungen an. Sommer 1828 begab er ſich nach Stuttgart, an welchem Ort er allerdings ſeine Intereſſen beſſer wahrnehmen konnte, als in dem entlegenen Scheer. Während die Verhandlungen mit Cotta noch ſchwebten, ſuchten die unternehmungsluſtigen Gebrüder Franckh das vielverſprechende junge Talent für ihren Verlag zu gewinnen. Es gelang ihnen mit leichter Mühe. Im Herbſt ſchloß Mörike mit ihnen einen Vertrag ab, wonach er gegen feſtes Gehalt regelmäßige Beiträge für ihre belletriſtiſchen Unternehmungen zu liefern ſich verbindlich machte. Aber ſchon nach einigen Wochen ſah der Dichter ein, daß er die übernommenen Verpflichtungen, an denen er „vor Ekel faſt krepirte,“ unmöglich auf die Dauer erfüllen könne. Raſch entſchloſſen löſte er die läſtigen Bande. In der That eignete ſich Mörike, deſſen Produktionsfähigkeit durchaus von ſeiner inneren Stimmung abhing, und den eine faſt ängſtliche künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit von jeder handwerksmäßigen Ausbeutung ſeines Talents zurückhielt, durchaus nicht für die haſtige Thätigkeit des Journaliſtenberufs. Es war gut, daß er zeitig zu dieſer Erkenntnis kam, gut aber auch, daß

er sie sich mit eigenen praktischen Erfahrungen erkaufte. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder in den Kirchendienst zu treten. So schwer ihm diese Entscheidung anfangs fiel, söhnte er sich allmälich doch mit seinem Stand aus. Nach kürzerem Aufenthalt zu Pflummern (Oberamt Riedlingen), wo er Pfarrverweser war, wurde er im Mai 1829 in gleicher Eigenschaft nach Plattenhardt im Stuttgarter Amtsbezirk geschickt. Die Familie des verstorbenen Pfarrherrn wohnte noch im Pfarrhaus, und Mörike verliebte sich in das anmutige Töchterlein seines Vorgängers. Es kam bald zur Verlobung. Nach mehr als vierjähriger Dauer wurde sie äußerer Verhältnisse wegen wieder rückgängig gemacht. Luise Rau hätte es wohl verdient, daß der Dichter sein Schicksal ganz mit dem ihrigen verkettet hätte. Er selbst schildert sie einem Freund also: „Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen, das, weil andere es verkannten, lange im Unklaren über seinen eigenen tief verborgenen Wert war; seitdem ich sie kenne, erhob sich ihr Gefühl und ihr Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affekt sogar überbrausend, zumal wenn's einem edlen Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den unschuldigen, keuschen Mädchen-

horizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat; gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte. Ihr Aeußeres ist zart und leicht. Wer ihr Gesichtchen beurteilt, sagte noch jedesmal, daß es mit längerem Anschauen nicht bloß gefällig sei, sondern ihre ganze Seele treu abspiegele. Mir ist sie so ergeben, als es nur ein Mensch dem andern sein kann." Mehr als ein herrliches Gedicht Mörikes ist zu Luisens Preis entstanden, und sie ist auch das Urbild der Agnes im Maler Nolten.

Von Dezember 1829 bis Mai 1831 weilte Mörike als Vikar in Owen (Oberamt Kirchheim), war dann ein halbes Jahr Pfarrverweser in Eltingen (Oberamt Leonberg) und wurde im Januar 1832 auf ein ständiges Vikariat nach Ochsenwang (Oberamt Kirchheim) versetzt. Von hier aus sandte er den von ihm selbst irrtümlicherweise als Novelle bezeichneten Roman „Maler Nolten" in die Welt. Mit diesem Erstlingswerk stellte sich der junge Pfarrgehilfe alsbald in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Dichter. Es begann sich jene begeisterte Gemeinde auserlesener Geister um ihn zu sammeln, die sich in der Folge von Jahr zu Jahr vermehrt hat und heute eine ansehnliche Macht

im Reiche deutſcher Literatur bildet. Auch die Kritik erkannte willig die Bedeutung des Romans an. Mörikes äußere Lage beſſerte ſich indeſſen durch dieſen Erfolg nicht. Herbſt 1833 ſah er ſich genötigt, den Aufenthalt zu Ochſenwang, in dem er ſich verhältnismäßig glücklich gefühlt und den ſeine Mutter mit ihm geteilt hatte, aufzugeben, da das dortige rauhe Klima ſeiner Geſundheit unzuträglich war. Wir begegnen ihm nun in raſchem Wechſel an verſchiedenen Orten, bis er endlich im Frühjahr 1834 nach mancher vergeblichen Bewerbung ſeine Ernennung zum Pfarrer in Cleverſulzbach erhielt. Dieſe letzte Zeit der Wanderſchaft war eine herbe Prüfung für ihn, da die Unſicherheit ſeiner Exiſtenz und der im Zuſammenhang damit erfolgte Bruch mit der geliebten Braut ſchwer auf ſeinem Gemüt laſtete.

Im Juli 1834 hielt Mörike ſeinen Einzug in das Cleverſulzbacher Pfarrhaus. Neun zufriedene Jahre verbrachte er in dem traulichen, unweit von Heilbronn gelegenen Dorf. Einen reichen Segen an Liebe erwarb er ſich bei denen, die ſeiner Seelſorge anvertraut waren, und auch ſeine Predigten mögen des Anziehenden genug gehabt haben: indeſſen war es doch unverkennbar, daß er ſich für dieſen und wohl überhaupt für jeden praktiſchen Beruf wenig eignete. Bald nahm er einen Vikar an, dem er den größten Teil der Amtsgeſchäfte überließ. Im Pfarrhaus ſchalteten die Mutter des

Dichters und ſeine Schweſter Klara; als erſtere im Jahre 1841 ſtarb, fand ſie an der Seite von Schillers Mutter ihre letzte Ruheſtätte. Von dem Verkehr mit der Nachbarſchaft ſperrte ſich Mörike nicht ganz ab: häufig war er in Neuenſtadt am Kocher zu treffen, ſeltener in Heilbronn, manchmal bei Kerner im nahen Weinsberg. Lieber noch empfing er Gäſte in den eigenen Wänden; bei den Beſuchen ſeiner Jugendfreunde, die der Leſer dieſes Buchs noch kennen lernen wird, konnte es recht ausgelaſſen hergehen, und wenn der Hausherr in der richtigen Laune war, gehörte er wohl zu den Luſtigſten und Uebermütigſten. An die alten Freunde ſchloſſen ſich neue: der Dichter Karl Mayer, der Mörike in mancher Hinſicht kongeniale Hermann Kurz, der Aeſthetiker Viſcher, welch letzterer kräftiger als irgend ein anderer für die Ausbreitung von Mörikes Dichterruhm gewirkt hat. Fremden gegenüber zeigte der Cleverſulzbacher Pfarrherr ſich freilich meiſt zurückhaltend, wenn nicht mißtrauiſch. Man kann ſich vorſtellen, wie viele Menſchen aller Art — namentlich ſeit dem Erſcheinen ſeiner erſten Gedichtſammlung — mit ihm Berührung ſuchten: aber nicht allen gelang es, ihn zu finden. Denn er wußte, daß er in ſich den unverſiegbaren Quell höchſten Glückes trage, und war nicht geſonnen, ſich dieſen durch den Verkehr mit der Außenwelt trüben zu laſſen.

Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

Mancherlei literariſche Arbeiten ſind in der Stille des Cleverſulzbacher Aufenthalts entſtanden. Im Jahr 1836 gab Mörike in Gemeinſchaft mit Wilhelm Zimmermann das Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter und Novelliſten heraus, in das er ſelbſt außer einigen lyriſchen Stücken die Märchennovelle „Der Schatz“ geſtiftet hat. 1838 ſammelte er zum erſtenmal ſeine Gedichte, nachdem er bereits zahlreiche Proben davon durch verſchiedene Almanache, das Morgenblatt, den „Maler Nolten“ u. ſ. w. bekannt gegeben hatte. Das Bändchen von mäßigem Umfang erhielt in den drei weiteren Ausgaben, die zu Lebzeiten des Dichters veranſtaltet wurden, nicht unbedeutenden Zuwachs. Im folgenden Jahr veröffentlichte er unter dem Titel „Iris“ fünf erzählende oder dramatiſche Dichtungen: das oben erwähnte Märchen „Der Schatz“, den Text zu Ignaz Lachners 1839 in Stuttgart aufgeführter Oper „Die Regenbrüder“, das ſchon in den „Maler Nolten“ eingereihte Schattenſpiel „Der letzte König von Orplid“, die erſtmals unter anderem Titel im Taſchenbuch Urania 1834 gedruckte Novelle „Lucie Gelmeroth“, das Märchen „Der Bauer und ſein Sohn“. 1840 ver-

band ſich Mörike mit anderen Freunden der antiken Literatur zur Herausgabe einer klaſſiſchen Blumenleſe. 1842 endlich nahm er ſich der Gedichte ſeines 1830 in Rom verſtorbenen Univerſitätsfreundes Wilhelm Waiblinger an und ſtutzte ſie für den Druck zu.

1843 entſchloß ſich Mörike, ſein Amt aufzugeben, und ſchied im Herbſt von dem ihm teuer gewordenen Cleverſulzbach. Zunächſt folgte er einer Einladung ſeines Freunds Hartlaub in das Pfarrhaus von Wermutshauſen bei Mergentheim. Im nächſten Frühjahr ſchlug er ſeinen Wohnſitz in Schwäbiſch Hall auf. Da ihm jedoch das dortige Klima auf die Dauer nicht zuſagte, ſiedelte er in kurzem nach Mergentheim über, in deſſen milder Luft er früher ſchon Erholung geſucht hatte und auch jetzt langſame Stärkung für ſeine Geſundheit fand. Hier reifte auch wieder eine größere Dichtung heran: die „Idylle vom Bodenſee". Dem Dichter war der See und ſeine Umgebung von vorübergehenden Aufenthalten her wohl bekannt. 1846 erſchien das dem Kronprinzen Karl von Württemberg gewidmete Werkchen, das trotz unleugbarer techniſcher Mängel eine Schöpfung von unwiderſtehlichem Reiz bleibt. In Mergentheim wurde endlich unſerem Dichter die Lebensgefährtin beſchieden. Er bewohnte dasſelbe Haus mit der Familie eines penſionirten bayriſchen Oberſtlieutenants von Speth; die Tochter, Margarete,

befreundete ſich bald mit Klara Mörike, ein lebhafter Verkehr entſpann ſich zwiſchen den beiden Familien. Eine Verbindung zwiſchen Eduard und Gretchen ſtand in ſicherer Ausſicht, die förmliche Verlobung verzögerte ſich nur, weil die äußeren Bedingungen für die Gründung eines Hausſtands nicht vorhanden waren. Er mußte ſich jetzt entſchließen, nach einer neuen Lebensſtellung Umſchau zu halten. Mancherlei Pläne wurden entworfen und wieder verworfen; es lag auf der Hand: nur in Stuttgart war ein allenfalls für ihn geeigneter Poſten zu finden. Aber ihm graute insgeheim vor dem lärmenden Treiben der großen Stadt.

Dennoch reiſte er im Sommer 1851 dorthin, um ſeine Sache perſönlich zu führen. Die Bewerbung um eine Bibliothekarsſtelle ſchlug zwar fehl, dagegen gelang es den Bemühungen ſeiner Freunde, ihm eine Profeſſur für Literaturgeſchichte an dem Katharinenſtift, einer höheren Töchterſchule, zu verſchaffen. Im Herbſt 1851 vermählte ſich der jetzt Siebenundvierzigjährige und führte die Gattin in ſein neues Stuttgarter Heim ein. Er vermied es nach wie vor, ſich an die Oeffentlichkeit zu begeben oder in den geſellſchaftlichen Strudel reißen zu laſſen. Es traten jedoch Forderungen an ihn heran, die ſich nicht abweiſen ließen, und ſo völlig, wie auf dem Dorf oder in einem Landſtädtchen, konnte er ſich nicht mehr

ſeiner Bequemlichkeit hingeben; häufig waren darum ſeine Klagen, wie ihm das Leben zerſtückt werde. Indeſſen hatte die Reſidenz für ihn ohne Zweifel auch ihre Vorzüge, ſie vermochte ihm geiſtige Anregung verſchiedener Art und den Verkehr mit bedeutenden Männern zu bieten. Dichter, Schriftſteller, Gelehrte, Künſtler — alle ſchätzten ſich glücklich, Eduard Mörike nahe treten zu dürfen. Mit Friedrich Theodor Viſcher, Friedrich Notter, Georg Scherer, Julius Klaiber pflog dieſer beſonders gerne Umgang. Wenn ſich fremde Celebritäten bei Beſuchen in Stuttgart zu ihm führen ließen, wie etwa Iwan Turgenjeff, machte dies kaum ſonderlichen Eindruck auf ihn; zu aufrichtigerer Freude gereichten ihm die Beziehungen, die zu ihm ein Geibel, Heyſe, Storm, Graf Schack und andere ihm geiſtesverwandte Dichter ſuchten. Auch ſonſt fehlte es ihm an äußerer Anerkennung nicht, ſo wenig er ſich darum bemühte. 1852 verlieh ihm die philoſophiſche Fakultät in Tübingen die Doktorwürde honoris causa „für ſeine vorzüglichen Verdienſte um die ſchwäbiſche Dichtkunſt“. 1862 wurde er zum Ritter des bayriſchen Maximiliansordens ernannt. Seine Lieder haben zahlloſe Komponiſten, darunter ſolche erſten Rangs, gefunden und üben noch immer unwiderſtehliche Anziehungskraft auf friſche muſikaliſche Talente. Moriz von Schwind, Ludwig Richter und Eugen Neureuther

lieferten Illustrationen zu Werken Mörikes; zwischen diesem und dem erstgenannten Künstler entspann sich in den sechziger Jahren herzliche Freundschaft.

Mörike hat seine Schriftstellerlaufbahn in diesem Lebensabschnitt mit einer Anzahl verschiedenartiger Arbeiten beschlossen. Zu Weihnachten 1852 bescherte er den Verehrern seiner Muse das reizende Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein"; die Historie von der schönen Lau, die einen Bestandteil der Dichtung ausmacht, wurde 1873 einzeln mit sieben von Schwind gezeichneten Blättern herausgegeben. 1855 besorgte Mörike in Gemeinschaft mit Notter eine Uebersetzung des Theokrit, Bion und Moschos; nur elf Idyllen Theokrits entfallen auf den Anteil des ersteren. 1856 erschien zum Mozartjubiläum sein letztes größeres Dichtwerk, die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die auch in den deutschen Novellenschatz von Heyse und Kurz Aufnahme fand. Dasselbe Jahr brachte unter dem Titel „Vier Erzählungen" drei schon gedruckte Prosastücke „Der Schatz", „Lucie Gelmeroth", „Der Bauer und sein Sohn" und das vor längerer Zeit entstandene, aber jetzt erst veröffentlichte kleine Märchen „Die Hand der Jezerte". 1864 endlich gab er eine Neubearbeitung des Anakreon und der sogenannten Anakreontischen Lieder heraus.

Im Jahr 1866 verzichtete Mörike auf sein Lehramt

am Katharinenſtift, da ihm bei zunehmender Kränklichkeit die regelmäßige Verpflichtung immer mehr zur Laſt wurde, ſo geringe Anſprüche ſie an ihn ſtellte. Bald floh er die Hauptſtadt, wo ihn nun nichts mehr feſthielt. Vom Frühjahr 1867 bis zum Herbſt 1869 weilte er in dem waldigen Lorch am Fuß des Kaiſerbergs Hohenſtaufen. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Stuttgart ſiedelte er Februar 1870 in das heimiſche Nürtingen über, wo einſt ſeine Mutter ihren Witwenſitz genommen hatte. Im Herbſt 1871 verlegte er indeſſen wieder ſeinen Wohnſitz dauernd nach der Reſidenz, wo er ſeine Tage in freiwilliger Verborgenheit beſchloß. Nur ſelten noch entlockte er ſeiner Leier einen Ton. Hin und wieder war er mit einem ſchon lange begonnenen größeren Werk beſchäftigt: der Umarbeitung ſeines Jugendromans „Maler Nolten“. Gar langſam rückte die Arbeit vor und war beim Tod des Dichters erſt ſtark zur Hälfte gethan. Profeſſor Julius Klaiber, der in Mörikes Abſichten eingeweiht war, machte den Roman vollends druckfähig, der in ſeiner neuen Geſtalt nun den dritten und vierten Band der geſammelten Schriften bildet. Mörike ſtarb am 4. Juni 1875 im einundſiebenzigſten Lebensjahr, nachdem eine Unterleibskrankheit zu ſeinen alten Beſchwerden hinzugetreten war. Eine ſchwere Leidenszeit war der Auflöſung vorangegangen. Am 6. Juni begrub man ihn auf dem Stuttgarter

Pragfriedhof. Es war ohne Frage ein Leichenbegängnis nach dem Herzen des Dichters: kein geräuſchvoller Trauerzug, kein eitles Schaugepränge; ein würdiger Kreis wahrhaft Trauernder verſammelte ſich in weihevoller Stimmung um das Grab des ſeltenen Mannes und lauſchte den herrlichen Worten, zu denen die Liebe einen der treueſten Freunde des Toten, Friedrich Theodor Viſcher, entzündete. Im Jahre 1880 iſt Mörike zu Stuttgart ein Denkmal in den Anlagen am Fuß der Silberburg geſetzt worden: die von W. Röſch modellirte Büſte gibt die weichen und edlen Züge des Sängers trefflich wieder. Zu größerer Genugthuung muß allen Verehrern Mörikes die erfreuliche Thatſache dienen, daß ſeine geſammelten Schriften, voran deren erſter Band mit den Gedichten, immer weitere Verbreitung finden, und daß er ſelbſt immer bereitwilliger als das anerkannt wird, was er wirklich iſt: einer der vornehmſten Dichter unſerer Nation, einer der erſten Lyriker aller Völker und Zeiten.

Wenn es das Kennzeichen des echten Lyrikers iſt, daß alle ſeine Schöpfungen der inneren Erregung ihre Entſtehung danken, daß er ohne ſolche nicht dichtet, ſobald ſie ſich aber einſtellt, dichten muß, gleichſam unter dem Einfluß einer Naturnotwendigkeit, ſo iſt Eduard Mörike der echteſten Lyriker einer geweſen, die es je gegeben hat. Niemals hat er, äußeren Beweggründen Folge gebend, ohne die richtige Stimmung produzirt oder dieſe Stimmung zu erzwingen geſucht. Niemals hat er die Muſe an ſich gelockt, geduldig hat er gewartet, bis ſie von ſelbſt den Weg zu ihm fand; mochte es manchmal auch lange damit währen, er konnte ſicher ſein, daß ſie ſeiner, eines ihrer Lieblinge, nicht ganz vergaß. Mörike war, gleich Goethe, Gelegenheitsdichter in jenem beſten Sinn, daß er die Gelegenheit nicht ſuchte oder machte, ſie vielmehr nur benützte, wann ſie ſich ihm von ſelbſt darbot, und auch dann nur, wann ſie ſeiner inneren Stimmung entſprach. Eben weil ſich Mörike nicht zum poetiſchen Schaffen zwang und ſich durch

keinerlei äußere Einflüsse, weder durch Personen noch durch Umstände, weder durch Ehrgeiz noch durch materielle Vorteile, dazu zwingen ließ, weil außerdem die Stimmung ihm durch unbefriedigenden Gesundheitszustand und andere irdische Sorgen häufig verdorben wurde, sind die Geisteserzeugnisse, die er zurückgelassen hat, im Verhältnis zur Länge seines Lebens und seiner Schriftstellerlaufbahn dem Umfang nach gering. Man mag dies bedauern — und welcher Verehrer des Dichters wird es nicht thun? —: aber ihm selbst einen Vorwurf daraus zu machen, ist nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern auch ein Mißverstehen der Besonderheit seiner Dichternatur. Und doch mußte er oft genug wohlmeinende Klagen in dieser Hinsicht hören, mußte sich sogar nahestehenden Freunden gegenüber, die das, was er einmal „seine poetische Apathie" nennt, schlechtweg mit Faulheit verwechselten, rechtfertigen: er that es, falls er es überhaupt that, unter Berufung auf seine Natur und deren Grenzen und nahm damit nichts weiter für sich in Anspruch als das Recht der Individualität. Es fehlte freilich auch nicht an Freunden, die Mörikes Verhalten begriffen und es zu würdigen wußten, daß er — um einen Ausdruck Moriz von Schwinds zu gebrauchen — sein Gäulchen nicht anders hetzte.

Denn wie der Umstand, daß Mörikes Schöpferkraft in ungewöhnlichem Maß von der jeweiligen Verfassung

ſeiner Seele abhängig geweſen iſt, die Maſſe ſeiner Geiſteswerke ungünſtig beeinflußt hat, ſo iſt auf der anderen Seite gerade dadurch der hohe künſtleriſche Wert ſeiner Dichtungen bedingt. Alles, was Mörike gedichtet hat, trägt das weihevolle Gepräge unmittelbaren poetiſchen Schauens und Empfindens. Nirgends begegnet man bei ihm gewaltſamen Anſtrengungen, künſtlichem Hineinverſetzen in fremde Stimmungen, naturwidriger Steigerung der Kräfte: von ſelbſt, ohne Zuthun ſprudeln die Quellen ſeiner Poeſie hervor und ſtrömen dahin in freiem, ungehemmtem Fluſſe. Nichts liegt ihm ferner als Rhetorik oder falſches Pathos, wie wenige verſteht er ſich auf die Kunſt, Ton, Färbung und Ausdruck in jedem einzelnen Fall dem Gegenſtand auf's genaueſte anzupaſſen.

Der Ausgangspunkt ſeines Dichtens iſt das Beſondere, nicht das Allgemeine, das Leben, nicht die Idee. Seine lyriſchen Stücke alle — mit den Romanzen, Balladen und Idyllen iſt es natürlich eine andere Sache — gehen auf perſönliche Erlebniſſe, Erfahrungen, Gefühle zurück, knüpfen an beſtimmte Gegenſtände, Oertlichkeiten, Perſonen an. Auch in den zahlreichen Liedern, in denen die perſönlichen Beziehungen nicht mehr deutlich erkennbar ſind, liegen nichts deſtoweniger ſolche zu Grunde; er hat da nur ſeine Erlebniſſe der Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten entkleidet und ſie dadurch zu allgemeiner

Bedeutung erhoben. Das ist die höchste Stufe der Lyrik: der Dichter gibt sein Eigentum, aber er gibt es in einer Form, die sein Publikum vergessen läßt, daß es fremdes Eigentum genießt; der Dichter ermöglicht es dem Leser, sich mit ihm in denselben oder doch verwandten Stimmungen und Empfindungen zu begegnen. In anderen Gedichten wiederum sind die äußeren Anlässe, denen sie ihre Entstehung verdanken, unverwischt beibehalten, werden oft ganz unbedeutende Ereignisse mit Genauigkeit und historischer Treue wiedergegeben, einzelne namentlich bezeichnete Personen vorgeführt. Das ist eine niederere Stufe der Lyrik: die Gelegenheitsdichtung im engeren Sinn. Bei ihr kommt fast alles darauf an, von wem sie ausgeht. Meist wird unsere Neigung sehr gering sein, den Gelegenheitsversen eines Poeten Gehör zu schenken, auch wenn uns seine Lieder in höherer Tonart ansprechen; nur bei wenigen auserlesenen Geistern werden wir uns dazu willig finden lassen. Bei Eduard Mörike vor allem. Denn seine geringfügigsten und anspruchlosesten Scherz- und Gelegenheitsgedichte, die lediglich dem Zweck der Erheiterung für ihn und die Seinigen gedient haben, sind von einem starken Hauche echten Dichtergeistes angeweht, lassen deutlich die Grenzlinie erkennen, die zwischen dem geborenen Poeten und dem gewandten Versemacher gezogen ist. Auch auf diesem untergeordneten Gebiet hat er sich an die strengen Ge-

ſetze, denen ſein ſonſtiges Produziren unterworfen geweſen iſt, gehalten, auch hier iſt nur dann ein Werk zu ſtand gekommen, wann mit der äußeren Veranlaſſung die innere Stimmung zuſammengetroffen iſt. Sehr zahlreich ſind in der Gedichtſammlung die reinen Gelegenheitsgedichte, namentlich die an beſtimmte Perſonen gerichteten, und noch größer iſt die Menge derer, die Mörike ſelbſt dem Druck entzogen hat. Aber eine Gattung fehlt darunter ſo gut wie ganz: niemals faſt hat er ſich zum öffentlichen Feſtdichter hergegeben, obſchon er, wie ſich denken läßt, oft genug darum angegangen worden iſt. Wer hätte ihn jemals an dem Grabe eines anſehnlichen Mannes, bei Einweihung eines Denkmals oder bei ähnlichen Veranſtaltungen ein Gedicht vortragen hören? Gewiß hängt dies in gewiſſer Hinſicht mit ſeiner Scheu, vor die Oeffentlichkeit zu treten, zuſammen. Doch hätte er ja ſeine Hymnen durch den Mund anderer oder durch die Preſſe verbreiten laſſen können. Aber ihm war eben dieſe ganze Art von Gelegenheitsdichtung, bei der der Anſtoß lediglich von außen kommt, durchaus zuwider. Es iſt bezeichnend, daß ein Hochzeitsgedicht auf die Vermählung eines fürſtlichen Paars, das in den beiden erſten Ausgaben ſeiner Lieder ſtand, ſpäter von ihm ausgeſchieden worden iſt. Heute ſtößt man nur noch auf ein einziges derartiges Prunkſtück in der Sammlung: die Kantate bei Enthüllung der Statue

Schillers im Jahr 1839, und gern mag er in diesem Fall eine Ausnahme gemacht haben, da das von außen an ihn herantretende Verlangen in seinem Inneren frohen Widerhall fand. Es sind auch Stimmen des Tadels gegen Mörike laut geworden, daß keines der großen politischen Ereignisse, deren Zeuge er gewesen ist, seiner Leier einen Ton entlockt habe. Er hat selber auf derartige Vorwürfe im Jahre 1870 mit einem treffenden Vers geantwortet:

Bei euren Thaten, euren Siegen
Wortlos, beschämt hat mein Gesang geschwiegen,
Und manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten.

Der Dichter, der es ausgesprochen hat, daß er sich zu arm und zu reich fühle, seine heiß geliebte Mutter zu preisen, war eben der Ansicht, daß man die hehrsten und heiligsten Empfindungen in sich verschließen, daß man die schönsten Lieder schlummern lassen müsse ungeformt und ungestaltet in den Tiefen der Seele.

Wer sind nun aber die Personen, auf die sich Mörikes Gelegenheitspoesie bezieht? Angehörige seiner Familie, vertraute Freunde, liebe Bekannte jeden Alters und Geschlechts. Verschwenderisch hat er diesen von seinen Schätzen mitgeteilt, und unter allen, die ihm nahe standen, ist kaum ein einziger unbedacht geblieben.

So lernen wir durch dieſe Verſe die ganze Umgebung des Dichters kennen, werden in ſein alltägliches Leben eingeführt. Während er in ſeinen geſammelten Werken ſich ſozuſagen im Sonntagsgewand darſtellt, tritt er uns hier in den Pantoffeln und dem Schlafrock entgegen. Einen Dichter, deſſen ſtille, aber echte Größe gerade im Engen und nicht im Weiten liegt, von dieſer Seite zu betrachten, gewährt einen ganz beſondern Reiz.

Die längſte Strecke ſeines Lebenswegs iſt Mörike mit ſeiner Schweſter Klara zuſammengegangen. Ein ſelten ſchönes und inniges Geſchwiſterverhältnis waltete zwiſchen den beiden. Mörike hatte bald nach ſeinem Abgang von der Univerſität eine Schweſter, Luiſe, verloren, die ihm beſonders teuer geweſen und deren Verluſt ihm ſehr nahe gegangen war: in der Folge umfaßte er die einzig übrig gebliebene Schweſter, das um zwölf Jahre jüngere Klärchen, mit verdoppelter Liebe. Sie wurde ſeine ſtändige Hausgenoſſin von dem Augenblick an, da er das Cleverſulzbacher Pfarrhaus bezog, und blieb es — von kleineren Unterbrechungen abgeſehen — bis an ſein Ende. In Cleverſulzbach teilte ſie ſich erſt mit der Mutter in die Sorgen des Haushalts; nach der letzteren Tod nahm ſie auch den anderen Teil auf ſich und war redlich bemüht, den großen Ver-

luſt dem Bruder nach Möglichkeit zu erſetzen. Ebenſo vertrat ſie die Stelle des treuen Hausmütterleins in den ſpäteren Aufenthalten zu Hall und Mergentheim. Und nicht bloß für die Befriedigung der leiblichen Bedürfniſſe war ſie dem Bruder unentbehrlich: ſie kannte auch die Eigentümlichkeiten ſeines Weſens auf's genaueſte, wußte auf alle ſeine Stimmungen und Neigungen einzugehen; ſie war die verſtändnisvolle Vertraute ſeiner Dichterlaufbahn mit all ihren Hoffnungen und Bekümmerniſſen, Freuden und Schmerzen. Und als dann Mörike im Jahre 1851 den ſpäten Bund der Ehe ſchloß, trennte ſie ſich doch nicht von ihm, überließ nicht alle Pflichten der Schwägerin. Den Kindern des Bruders wurde ſie eine ſorgliche Tante, ja mehr als dies: eine zweite Mutter. Als endlich das ſchwerſte über ſie hereingebrochen war, was ſie noch im Leben treffen konnte, der Heimgang des Vergötterten, blieb der Reſt ihres Lebens der Trauer um ihn, der Heiligung ſeines Andenkens geweiht.

Es gibt wenige Brüder, denen eine Schweſter, wie Klara Mörike zu teil geworden iſt. Aber alles, was ſie für ihn gethan hat, hat er ihr durch ſtets gleich bleibende Liebe, Zärtlichkeit und Anhänglichkeit reichlich vergolten. Auch in ſeinen Gedichten iſt ihr von ihm mehr als *ein* Denkſtein der Dankbarkeit geſetzt worden. Eine große Rolle ſpielt ſie in ſeiner Hauspoeſie. Der

10. Dezember war für unſeren Dichter ein Tag von beſonderer Bedeutung. Da wurde Klärchens Geburtstag gefeiert. Selten iſt wohl das Feſt vorbeigegangen, ohne daß ihr ein poetiſcher Glückwunſch beſchert worden iſt. Zwar hat Mörike nur eines dieſer Stücke der Aufnahme in ſeine Liederſammlung, vor deren Pforten er ſtrenge Wache hielt, für würdig erachtet (Gedichte S. 215), aber auch von den übrigen iſt manches artig genug, um die Veröffentlichung zu verdienen.

Zum zehnten Dezember 1837.

Ach, muß unſre ſüße Kläre
Diesmal unterm Krankenhäubchen
Dieſen liebſten Tag begrüßen!

Doch auch ſo ſei er willkommen,
Eines neugebornen Lebens,
Das die Himmliſchen verheißen,
Winterlicher, ſchönbereifter,
Wangenroter Freudenbote!

Unter ſeinem grauen Mantel,
Sagt! was hält er wohl verborgen? —
Einen ſchönen, einen vollen,

Den Hygeas Roſenfinger
Selbſt mit holdem Tau beſprengten,
Friſcher Jugendfülle Zeichen,
Knoſpenreichen Blütenkranz!

Mörike liebte es, ſeine Gelegenheitsverſe anderen Perſonen in den Mund zu legen. So war im Jahre 1839 die kleine Agnes Hartlaub, von der noch ſpäter des weiteren die Rede ſein wird, die Ueberbringerin der poetiſchen Wünſche.

Agnes gratulirt

zum 10. Dezember 1839.

Heut' iſt fürwahr ein ſondrer Tag,
Es deucht mir, ganz von Golde.
Ein fremder Vogel ſingt im Hag
Geſänge, wunderholde;
Und jedes Auge iſt entzückt,
Und was ich ſehe, iſt geſchmückt,
Und was ich denk' in meinem Sinn,
Das reimt ſich. — Sagt, woran ich bin!

Heut iſt gewiß ein fro es Kind,
Ein ſeltnes Kind gebor...,
Ich merk', woher er bläſt, der Wind,
Und kühnlich ſei's geſchworen,
Daß heut, wo nicht der erſte Mai,
So doch der zehnt' Dezember ſei:
Sie haben neben einander feil,
Sie bringen beide gleiches Heil.

Im folgenden Jahre wurde gar Joli, der Haushund, mit dieſer ehrenvollen Aufgabe betraut, der er ſich in entſprechender Weiſe entledigte.

Joli gratulirt

zum 10. Dezember 1840.

Soll ich lang nach Wünſchen ſuchen?
Kurz und gut ſei meine Wahl:
Alle Jahre ſolch ein Kuchen,
Und zwar wohl noch ſechzigmal!
Nämlich mit geſundem Leibe,
Daß kein Elſaß und kein Krauß
Dir das mind'ſte mehr verſchreibe,
Denn mit dieſen iſt es aus.

Dies mein carmen; ſpar dein Lob,
Mache nicht, daß ich erröte!
Ik bin dwar ein Jlodop,
Aber ich bin kein Oete.

„Joli iſt ja unter uns dafür bekannt, daß er Philoſophie ſtudirt habe," bemerkt Mörike zu den zwei letzten Verſen ſeinem Freund Hartlaub gegenüber, dem er das Gedichtchen mitteilt.

Der Geiſterhund auf dem Anſtand, d. h. wie er Anſtand nimmt, von der Mergentheimer Tauberbrücke hinabzuſehen.

Dieſer Joli ſpielte überhaupt im Cleverſulzbacher Pfarrhaus eine ſo wichtige Rolle, daß ſeine nähere Bekanntſchaft nicht verſäumt werden darf. Es war ein Spitzer mit langem Seidenhaar, ein ſchönes Tier, wenn

auch die Reinheit ſeiner Raſſe nicht über jedem Zweifel ſtehen mochte, dabei klug, lebhaft und wachſam. Wie hoch er in der Gunſt der ganzen Familie ſtand, zeigt der nachſtehende Scherz.

Impromptu an Joli

(als er nach einer Edelthat der Beſcheidenheit von mir, von Klärchen und Mutter wechſelsweiſe auf den Arm genommen und bis zu ſeinem Ueberdruß geliebkoſt wurde).

Die ganz' Welt iſt in dich verliebt
Und läßt dir keine Ruh',
Und wenn's im Himmel Hundle gibt,
So ſind ſie g'rad' wie du.

Von Jolis furchtbarer Treuloſigkeit und Beſtrafung gibt ein an Wilhelm Hartlaub geſandtes „Muſterkärtchen" vom 25. Februar 1842 Kunde:

„Geſtern habe ich meinen ſeit acht Jahren beſeſſenen Haus- und Spazier-, auch suo Marte-Jagdhund, genannt Joli, ſeines Dienſtes förmlich entlaſſen, und zwar um mir den täglichen Aerger über ſeinen Ungehorſam, ihm ſelber aber die Schläge zu erſparen. Meine Spaziergänge waren ihm nachgerade langweilig, er ließ den Schwanz ſinken, ſobald er mich die Stiefeln anziehn ſah, während er lauter Leben war, wenn Klärchen nur von weitem Miene machte zu einem Gang nach Neuen-

ſtadt und in's Dorf. Dies letztere war geſtern Abend ſo auffallend, daß ich mich kurzweg reſolvirte. Ich ſtellte zu mehrerer Feierlichkeit zwei brennende Lichter auf den Tiſch, nahm den Hund auf den Arm, hielt eine kleine Anrede, worinnen ihm bedeutet ward, daß er, der bis daher zweien gefolget, nunmehro, wie ich dieſes eine Licht auslöſche, mich fürder nicht als ſeinen Herrn mehr zu betrachten, ſondern der Schweſter zu gehorchen habe, daß ich jedoch Atzung und Steuer wie bisher zu präſtiren übernehmen, etwaige Kalfaktereien aber, die er künftig zu meinen Gunſten üben möchte, auf keine Weiſe acceptiren werde u. ſ. w., worauf das Damus, Donamus, Tradimus in beſter Form erfolgte. Er zeigte über dieſen ganzen Actus die Viſage eines Simpels, der Schläge befürchtet. Klärchen ſofort empfing ihn auf den Arm, nachdem ſie anfangs abergläubiſch gegen eine ſo bedeutende Veränderung im Houſe proteſtirt. Agnes ſah ernſthaft zu, gleichfalls mit ſtiller Mißbilligung, als wenn es ſie um ihn erbarmte. ‚Er iſt dir,‘ ſagte ſie, ‚doch einmal treu geweſen.‘ Zuletzt ließ ſie ſich aber doch von mir überzeugen, und heute werd' ich ihn zum erſtenmal zu meiner Nachmittagspromenade nicht einladen.“ Im Jahr 1842 wurde Joli zum großen Leidweſen der Geſchwiſter im Wald bei Wermutshauſen durch einen Jäger erſchoſſen.

Die Liebe zur Tierwelt iſt ein Charakterzug, ohne den man ſich eine ſinnige Natur, wie die Mörikes, kaum denken kann. Als Jüngling hatte er eine beſondere Neigung zu Vögeln und pflegte ſich, wo es die Umſtände geſtatteten, eine kleine Menagerie von ſolchen zu halten. So als Pfarrvikar zu Möhringen bei Stuttgart; ein Star war damals ſein Liebling. In einem Brief an ſeinen Freund Hartlaub vom 8. April 1827 erzählt er davon in ſentimental poetiſcher Weiſe: „Nichts gleicht dem Vergnügen, wenn man nach dem Kaffee mittags en famille herausgeht, gärtelt und nichts thut und ich bringe auch den Staren auf der Hand mit heraus. Wie er die kurioſe Natur um ſich her und die neue Sonne betrachtet, den Kopf nach allen Seiten dreht, ſo daß man ſchwören muß, er denke! Auf die Gefahr des Davonlaufens (denn für das Fliegen iſt ihm gethan) laſſ' ich ihn auch nach allen Richtungen vor mir draus ſpazieren, wobei er ſich faſt wie ein Menſch benimmt, der auf Stelzen geht, oder ich ſetz' ihn auf einen Tannenzweig, wo er unbeweglich bleibt. Du glaubſt nicht, was dieſes Tier mein Freund geworden iſt; ich träume oft von ihm und habe dann, immer als wär' er in Lebensgefahr, ſchon viel um ihn geweint. Sein Geſang, zum Teil angelernt von dem erſten Beſitzer, iſt öfters unbeſchreiblich ſchön und weich, aber freilich meiſtens zerſtückt und wie die rührende

Aermlichkeit einer Drehorgel, auf deren Walze bei der Melodie einige Stifte fehlen; auf die Art pfeift er ein gewiſſes Schäferliedchen, das er mitunter auch durch ſonderbares Geſchwätz, Schnalzen, deutlich geſprochene Scheltwörter und unübertreffliches Hühnergakſen unterbricht. Ich hatte neulich, ſehr preſſirt, auf eine Predigt zu denken und mußte ihn, ſo lieblich er ſang, einſperren, damit er aufhöre; aber nun ging's ganz hitzig mit ‚Spitzbub! Dieb! Dieb!' auf mich los. Ich ſage dir, daß ſeine komiſche Einfalt und herzige Naſeweisheit mich oft bis zu Thränen rührt." Auch in Eltingen war ſolch ein poſſirliches Tier Mörikes Hausgenoſſe. In einem Brief vom 10. Dezember 1831 ſchreibt er an ſeine Braut Luiſe: „Ich rede den Staren morgens beim Erwachen als einen ausländiſchen Virtuoſen, als den Violiniſten Tartini an, ſpreche bunten Schwulſt über Muſik, franzöſiſche und italieniſche Schule zu ihm und verſichere, daß, wenn man den Meiſtern ſeines Vaterlands auch alle Gerechtigkeit widerfahren laſſe, ſie am Ende doch nur ſeichte Schnörkler gegen die goldgediegene Kunſt eines Gluck, Händel und Mozart ſeien. Dabei widerſpricht er mir nun bald ſanft, bald ſchmeichelnd, bald in den raſendſten Expektorationen ſeiner kauderwelſchen Waldſprache. Wenn ich dann eine Weile für mich gelacht habe, ſo fange ich wieder mit ganz beſcheidenem Tone an: ‚Indeſſen, mein Herr, wenn ich mir die Frage

erlauben darf, wie kommt es doch, daß Sie eine so vortreffliche, liebliche Oper, wie Martins Lilla ist —' Er unterbricht mich sogleich lebhaft und erstickt meine Worte mit einem Geschwätz, das in Staren-Notenschrift sich ungefähr folgendergestalt ausnehmen müßte." Und der Dichter des „Maler Nolten" zeichnet dazu eine Linie eigens von ihm ersonnener Starennoten auf das Papier.

In älteren Jahren hatte Mörike eine Vorliebe für Katzen. Zu Ausgang der sechziger Jahre, als er zu Lorch wohnte, war ein stattlicher Kater sein Hausgenosse. Dieses Tier, seiner Farbe wegen der Weißling genannt, bereitete einmal Moriz von Schwind, da er bei seinem Freund Mörike zu Besuch weilte, nicht geringen Schrecken und Verdruß. Der Maler hielt gerade das gewohnte Mittagsschläfchen ab: da ersah sich der Kater den geräumigen Bauch des Schlummernden zum bequemen Ruheplatz und schwang sich plötzlich mit einem Satze hinauf. Das war ein unsanftes Erwachen, und man kann sich vorstellen, daß der heißblütige Mann die Scheltwörter nicht sparte.

Nach dieser Abschweifung nun wieder zurück zu Klaras Geburtstag! In dem Festgedicht vom Jahre 1843 waltet die übermütigste Laune im Anschluß an ein närrisches Verslein, das sich unter dem Titel „Kinderpredigt" in „Des Knaben Wunderhorn" findet.

Dem Klärchen zum Geburtstag

mit einer großen Zeichnung, einen Harlekin vorstellend, welcher mit einem Wickelkind auf den Armen lacht und tanzt.

Ein Mägdelein zur Welt war kommen,
Die Lieb' hat's an ihr Herz genommen,
Sittsamkeit wickelt's in gülden Band,
Klugheit wiegt's mit linder Hand,

Und ſegneten es nach der Reih'
Und gingen wieder alle drei.
Drauf guckt der Narr zur Thür' herein,
Ob itzt das Feld mag reine ſein,
Beſchaut das Kind, nimmt's auf den Arm
Und ſpricht für ſich: „Daß Gott erbarm!
Sieht mich der Tropf erbärmlich an!
Was han die Weibsbild dir gethan?
Han ſie mit Weisheit dich beſchenket?
Ihr ſchnöde Langweil dir eintränket?
Komm, Schatz, wir machen Affenſprüng'!
Da wirſt du wieder guter Ding.
Ich will dich Sapientias lehren,
Die tragſt du ſonder groß Beſchweren.
„„Quibus, Quabus,
Die Enten gehn barfuß,
Die Gänſ' haben gar keine Schuh',
Was ſagen denn die lieben Hühner dazu?
Und als ich nun kam an das Kanaljeiſche Meer,
Da fand ich drei Männer und noch viel mehr,
Der eine hatte niemals was,
Der andre nicht das
Und der dritte gar nichts.
Die kauften ſich eine Semmel
Und einen Zentner holländiſchen Käſe
Und fuhren damit an das Kanaljeiſche Meer.
Und als ſie kamen an das Kanaljeiſche Meer,
Da kamen ſie in ein Land, und das war leer,

Und ſie kamen an eine Kirche von Papier,
Darin war eine Kanzel von Korduan
Und ein Pfaffe von Rotſtein,
Der ſchrie: ‚Heute haben wir Sünde gethan,
Verleiht uns Gott das Leben, ſo wollen wir morgen wieder dran!‘

Und die drei Schweſtern Lazari,
Katharina, Sibylla, Schweigſtilla,
Weinten bitterlich,
Und der Hahn krähete. Amen!“

So ſang der Narr mit viel Geſchrei,
Als wie ein Pfaff die Litanei.
Das Kindlein hatte groß Ergötzen
An ſeinen Poſſen und hohen Sätzen.
Am Ende hatt' er's Ueberdruß,
Warf's Kind in die Kiſſen und lief in einem Schuß.

Als unſer' Tochter nun kam zu Jahren,
Thät ſich der Segen bald offenbaren,
Damit die Feien es gefeit
Zu Klugheit, Lieb und Sittſamkeit. —
Nach Wahrheit hab' ich das berichtet,
Doch hehl' ich auch das ander' nicht:
So oft ſie einen Narren ſieht,
So weiß ſie nicht, wie ihr geſchieht,
Es heimelt ſie im Herzen an,
Sie lacht, als ſei's ihr angethan.

Ernſterer Art iſt folgendes Geburtstagsgedicht, das von der entſprechenden Gabe begleitet war.

Zum 10. Dezember 1844.

Statt echten Prachtjuwels
Bringt dir ein treuer Freund
Beſcheidnen Kinderſchmuck
In einem koſtbar'n Schrein.
Doch wirf nur einen Blick
Der vollen Lieb' hinein,
O ſüßes Aug'! und alles
Iſt Perl' und Edelſtein.

Im Jahre 1855 gratulirte Mörikes Töchterlein Fanny der Tante mit humoriſtiſchen Verſen des Vaters.

Fanny gratulirt

zum 10. Dezember 1855.

Heut an dieſem Freudentag
Will ich mich dir ganz verſchreiben,
Wegen deiner Wart' und Pflag'
Will ich ſogar ledig bleiben,
Daß ich ſie dir lohnen mag,

Wann du dich zur Ruh' thuſt ſetzen.
Denn ich bin ein treues Mätzen.
Huzel hin, Huzel her,
Meine Tante gilt mir mehr.

Zum Verſtändnis der zwei letzten Zeilen ſei bemerkt, daß man ſcherzhaft Fanny einen Jüngling mit Namen Huzel zum Mann beſtimmt hatte.

Die Verſe, die Mörike an ſeine Schweſter gerichtet hat, beſchränken ſich keineswegs auf feſtliche Anläſſe, erſtrecken ſich vielmehr auf allerhand zufällige Vorkommniſſe des alltäglichen Lebens. Einen Blick in die vertraulichen Beziehungen zwiſchen den Geſchwiſtern wie in die merkwürdigen Beſchäftigungen, denen „der Regent von Sulzbach" oblag, gewährt folgendes Gedichtchen.

An Kläre

(da ſie ein wenig vornehm gegen Eduard ſein wollte).

Da dein Bruder
Das Ruder
Des Hausweſens führt
Und kein Narr iſt,
Sondern Pfarr iſt,

Der ganz Sulzbach regiert,
Der zwar, genötigt,
Auf Predigt
Und manches verzicht't,
Auch im Kranze
Keine Lanze
Mit Steudel mehr bricht;
Da man ihn ferner
Trotz Juſtin Kerner
Als Dichter begrüßt
Und, obgleich Dichter,
Er doch die Lichter
Für die Haushaltung gießt,
Da er endlich
Dir ſtündlich
Viel Gutes erweiſt,
Wie er noch geſtern
Seine Schweſtern
Mit Zimmtſtern geſpeiſt:
So ſollt' ich ſchließen
Aus allem dieſen —
Doch iſt's geſcheuter,
Ich ſag' nicht weiter
Und mach' ohne Zirkel
Einen ſchönen

„Der Pfarrer," erläutert Mörike, „hatte wirklich an einem langweiligen Winterabend zum Zeitvertreib in eine alte, unter allerlei Quark aufgefundene gläserne Form ein ganz brauchbares Licht gegoſſen."

Ein andermal, während Klara bügelte und Eduard ihr zuſah, entſtand ein Dialog, zu deſſen Erklärung nur bemerkt zu werden braucht, daß Volp der Kutſcher war, der Bruder und Schweſter zu Hartlaubs nach Wermutshauſen zu führen pflegte.

Eduard. Daß du mit dem Bügeleiſen
Dich der Wäſche magſt befleißen,
Muß ich loben einerſeits.
Aber daß du nach dem Eſſen
Ganz der Motion vergeſſen,
Iſt mir doch ein wahres Kreuz.

Klärchen. Schatz, ich muß dich ſauber kleiden
Zu den neuen Reiſefreuden,
Dich und mich und die Mama.
Nächſtens geht's nach Wermutshauſen,
Schon hör' ich die Räder ſauſen,
Schon hör' ich: „Der Volp iſt da."

Auf einem abendlichen Spaziergang zu Mergentheim im Herbſt 1845 ſammelte Mörike „in Gedanken“, wohl in Erinnerungen an die glückliche Ludwigsburger Kinderzeit ſchwelgend, wilde Kaſtanien und überreichte ſie zu Hauſe auf einem Teller Klärchen mit den Worten:

Mir ein liebes Schaugerichte
Sind die unſchmackhaften Früchte,
Zeigen mir die Prachtgehänge
Heimatlicher Schattengänge,
Da wir in den Knabenzeiten
Sie auf lange Schnüre reihten,
Um den ganzen Leib ſie hingen
Und als wilde Menſchen gingen,
Oder ſie auch wohl im ſcharfen
Krieg uns an die Köpfe warfen. —
Trüg' ich, ach, nur eine Weile
Noch am Schädel ſolche Beule,
Aber mit der ganzen Wonne
Jener Ludwigsburger Sonne!

So leicht dieſe Verſe auf das Papier geworfen ſind, vergegenwärtigen ſie doch den ganzen, echten Mörike mit all ſeiner Gefühlsinnigkeit und dem ſeltenen Vermögen, den zarteſten Empfindungen den paſſenden poetiſchen Ausdruck zu verleihen. Indeſſen verſchmähte er es mitunter auch nicht, auf ſeinen Spaziergängen mit

der Schweſter in mehr draſtiſcher Weiſe zu improviſiren. So entſtand im März 1849 aus Anlaß eines Geſprächs über materielle Erwerbszweige das Stegreifverslein:

Als Dichtel hab' ich ausgeſtritten,
Und Praktiſches betreib' ich nur:
Arſenikfreie Schwefelſchnitten
Und eine neue Zahntinktur.

Solche Erwägungen, denen er hier ſcherzhaften Ausdruck verlieh, traten ihm damals auch im Ernſt nahe, da er im ſtillen bereits mit Margarete von Speth verlobt war und darum von neuem auf eine beſtimmte Lebensſtellung bedacht ſein mußte.

Mörike iſt Liebesdichter in hervorragendem Maß; eine flüchtige Durchſicht ſeiner Gedichtſammlung lehrt dies ſchon: da verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Weib ſeiner Wahl nicht unbeſungen geblieben iſt. Die vier herrlichen, ihr gewidmeten Lieder, die in jenes Buch Aufnahme gefunden haben (An Klärchen, Auf den Tod eines Vogels, Margareta, Aus der Ferne, S. 219 ff.), ſtammen aus dem Jahr 1845, der Zeit der erſten Liebe, und ſind durchaus ſentimentaler Natur. In ſolchem Stil iſt auch das Gedicht gehalten, womit Mörike den

erſten Geburtstag der Gattin nach der endlichen Vereinigung verherrlicht hat.

An Gretchen.

Den 10. Juni 1852, morgens 3 Uhr.

„Wohlauf im Namen Jeſu Chriſt!
Der helle Tag erſchienen iſt.“ —
So hört' ich um die Dämmerzeit
Den Wächter unten ſingen heut.
Dies holde Wort, wie freudiglich
Im tiefſten Herzen traf es mich!
Geſegnet ſei mit Ja und Amen
Der Tag in jedem heil'gen Namen,
Der meines Lebens Licht und Leben,
Dich, Margarete, mir gegeben!

Die poetiſchen Glückwünſche aus ſpäterer Zeit ſind überwiegend humoriſtiſcher Natur, zeugen darum aber nicht weniger für die innige Liebe, durch die er ſich zu der Gattin hingezogen fühlte.

Meinem Gretchen.

Zum 10. Juni 1853.

Drunten in des Kaufherrn Warenhalle
Sehnte ſich ein Kleidchen ſchon ſeit lange
(Ohne daß es drum, verſteh mich! eben,
Was man ſagt, ein Ladenhüter wäre),
Sehnte ſich aus des Gewölbes Schatten
An das Tageslicht, in Luft und Sonne,
Einem guten Mädchen oder Fraulein,
Das ſo um die vierunddreißig ſtünde,
Angeſchmiegt vom Hals bis auf die Knöchel,
Sich mit ihr im Zimmer, durch den Garten
Und auf Markt und Straßen zu bewegen.
Ei, da kamen wir zur guten Stunde,
Sahn der ſchönen Waren eine Menge,
Mit noch ſchönern Worten angeprieſen,
Ausgebreitet vor uns auf den Tiſchen.
Doch dies Kleidchen ſprach zuletzt beſcheiden:
„Wählet mich! Dem heißen Sommer bin ich
Und dem kühlen Herbſt gerecht, an Farbe
Mild, und linde fallen meine Falten.
Nehmt mich mit! Ihr kaufet nicht zu teuer.“
Nun, in kurzem war der Handel richtig,
Und hier iſt es, dir zum Dienſt gewidmet.

Sieh! es fremdet noch beſchämt ein bißchen,
Ungewiß, ob es gefallen werde.
Doch es darf durch manche ſtille Tugend
Hoffen, mit der Zeit ſich wert zu machen.
Fühlt es doch in dem und jenem Stücke
Sich voraus der lieben Herrin ähnlich.
Wenig wird es dich in's Schauſpiel locken,
Zu Konzert und Prunkviſiten wenig;
Eher könnte Dorf und Wald es reizen.
(Wunderhalb nur möcht' es dieſer Tage
Gleich einmal die Eiſenbahn verſuchen.)

Aber ach, was will ein armes Kleidchen
Heut bedeuten in des Mannes Händen,
Der dich gar zu gern, o Allerbeſte,
Um und um in ſeine Liebe hüllte,
Daß du, nur in dieſem Aether wandelnd,
Dich, wie heute, fühlteſt alle Tage!

Meinem lieben Gretchen.

Am 10. Juni 1859 mit einem Meſſerchen
und einem kupfernen Fingerring.

Von Müllers Laden her kam ich im Sonnenbrand
Die Rote-Straße hergerannt,
Erwog in meinem Sinn mein armes Angebinde,
Und ob ſich nicht dazu noch etwas Hübſches finde:

Ein Blumenſtrauß, ein Band, ein Tüchlein oder — ſchau!
Im ſelben Augenblick — ich lüge nicht, o Frau —
Seh' ich vor mir was auf dem Pflaſter blinken,
Ein goldnes Kleinod, will mich dünken.
Schnell raff' ich es vom Boden auf,
Betracht' es, wie ein Dieb, verſtohlen nur im Lauf,
Schon bang, ich werd' es pflichtgefliſſen
Zur Polizei gleich tragen müſſen;
Ward aber nur zu bald gewahr,
Inſofern hab' es nicht Gefahr.

Ein wunderlicher Fund auf jeden Fall juſt heute!
Wenn er dir gilt, ſag an, was ſolch ein Pfand bedeute! —
Sei's, was es will, ich bin nicht eiferſüchtig drob;
Auf dieſes Zeichen geb' ich nichts verloren:
Dein erſter Mann lebt noch, gottlob!
Für einen zweiten — biſt du nicht geboren.

Zum 10. Juni 1863.

Durch Fanny und Marie.

Abermals nur arm an Gaben
Stellt man ſich zu vieren ein;
Doch das Beſte, was wir haben,
Mutter, iſt ja lange dein.

Beſſeres, als Lieb' und Treue,
Als ein Wort im Kinderſinn,
Wird an ſolchem Tag der Weihe
Wahrlich keiner Königin.

Und Geduld! Die Zeit bringt Roſen.
Weißt du, was dein Traum gewollt? —
Suppenfett für die Franzoſen,
Aber dir das pure Gold.

Im Jahre 1868 marſchirte Mörike, der damals in Lorch wohnte, während die Frau mit den Kindern in Stuttgart geblieben war, an Gretchens Ehrentag mit einer ganzen Hausmenagerie von Gratulanten auf. Er berichtet darüber an Freund Hartlaub:

„Am Pfingſtfeſt kam Gretchen mit der Fanny und der Pauline Hibſchenberger auf drei Tage hieher. Wir hatten ſie erſt auf ihren Geburtstag erwartet, welcher nunmehr voraus gefeiert wurde. Ich gab ihr einen teilweis von mir bemalten irdenen Briefbeſchwerer in Geſtalt eines Haſen. Dabei war eine Deputation von liebenden Vierfüßern: unſere weiße Katze, der ſchwarzhaarige Haushund, die graue Katze vom Haus mit

zwei ganz blonden Jungen in ihrem Korb, endlich das bekannte braune Hündlein unſeres Nachbars, des Apothekers."

Zum 10. Juni 1868.

Verehrteſte, du wirſt verzeihn,
Wenn ſich mit andern Gratulanten,
Die ſich des ſchönen Feſtes freun,
Zuteuerſt auch die Abgeſandten
Der faſt verächtlich ſogenannten
Tierwelt um dich zuſammenfanden.
Hinter dem Weißling und dem Mohr
Und einem grauen Kunigundle
Mit ihrem ſüßen Jugendflor
Drängt feurig das Rhabarberhundle
Schwanzwedelnd ſich zum Gruß hervor.
Dann iſt ein alter Haſe hier,
Der kommt, dich freundlich einzuladen,
Im weiten Lorcher Waldrevier,
In unſern reinen Tannenlüften,
Auf Kirnecks Höhn, an Brucker Klüften
Den allzu lang getragnen Schaden
Der Reſidenzluft wegzubaden. —
Und hiermit gratuliren wir.

Im folgenden Jahr erhielt Gretchen als Geburtstagsgabe ein mit altertümlicher Schrift auf ein kleines Pergamentblatt geschriebenes Verslein, dem die Abbildung eines sogenannten ewigen Kalenders beigegeben war:

Dieses ist mein permanenter
Oder ewiger Kalender,
Den ich heute lang beschaut
Und mich sehr daran erbaut.
Kunstreich ausgedachter Weise
Zeiget er der Monden Kreise,
Sonnen-Auf- und Untergänge,
Dazu Nacht- und Tageslänge.
Und bei jener goldnen Zehn
Blieb ich unter hundert Fragen
An die Zukunft stille stehn.
Doch am Ende konnt' ich mir
Selber nur das Eine sagen:
Wie ein Pfeil entfleucht die Zeit,
Immer wechselt Lust und Leid,
Liebe währt in Ewigkeit.

Es iſt ſchon ſo manchmal von Freund Hartlaub die Rede geweſen, daß es an der Zeit ſein dürfte, mit ihm nähere Bekanntſchaft zu ſchließen: denn wer wollte ihm den erſten Platz hinter den nächſten Angehörigen des Dichters ſtreitig machen?

Das Leben Wilhelm Hartlaubs iſt äußerlich noch ärmer an Bewegung als das ſeines berühmten Freundes. Am 29. Mai 1804 in Wermutshauſen (Oberamt Mergentheim) als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, beſuchte er 1818–1822 das Uracher Seminar und ſtudirte 1822–1826 im Tübinger Stift Theologie. Sofort nach dem Abgang von der Univerſität wurde er ſeinem kränkelnden Vater als Vikar beigegeben und bald nach deſſen 1830 erfolgtem Tod zum definitiven Pfarrherrn in ſeinem Heimatsdorf ernannt. 1851 wurde er, ſeinem Wunſch entſprechend, nach Wimsheim bei Leonberg verſetzt. 1863–1883 war er Pfarrer zu Stöckenburg bei Schwäbiſch Hall. In dem letztgenannten Jahr nahm er ſeinen Abſchied und lebte fortan, ein rüſtiger und zufriedener Greis, in Stuttgart, bis ihm am 10. Juli 1885 die Augen ſich für immer ſchloſſen.

Die Beziehungen zwiſchen Mörike und Hartlaub reichen in die Uracher Periode zurück: beide traten Herbſt 1818 gleichzeitig in das Seminar ein und ſchloſſen bald einen Freundſchaftsbund, der innerhalb vier Jahren täglichen Zuſammenlebens ſich mehr und mehr befeſtigte.

Es beſtand damals — und nicht etwa bloß unter empfindſamen Gymnaſiaſten, ſondern auch in der Studentenwelt, namentlich bei den Burſchenſchäftlern — die hübſche Sitte, daß befreundete Jünglinge, ehe ſie ſich trennten, Stammbuchblätter mit einander austauſchten. Dieſe pflegten außer Zeichnungen, Verſen und dergleichen auch Merktage, Erinnerungsworte an gemeinſame Erlebniſſe, kurz einen ſummariſchen Kommentar des Freundſchaftsverhältniſſes in aphoriſtiſcher Form zu enthalten. Auch Mörike hat Hartlaub gegen das Ende ihres Uracher Aufenthaltes ein ſolches Albumblatt gewidmet. Es iſt vom 24. Mai 1822 datirt.

Erinnerungen an die erſten Zeiten unſeres Hierſeins.

Deine Beſuche auf meiner Krankenſtube. — Baldige Spaziergänge zur Sigurtsheide. (Fafner ein großer, umgehauener Baumſtamm.) — Kleiner Rheinfall. — Glasmaler beſucht. — Hebels Gedichte auf der Kirchhofmauer. Neuffers Günther; Scenen daraus gezeichnet. — Armſeliges Tabakrauchen bei Buchbinder und auf dem Sigurtsplatz. — Du mein Herre, ich dein Diener mit dem Hut auf dem Kopf. — Unſchuldiger Mord der jungen Vögelein, eine lateiniſche Trauerrede. — Piſtolenſchießen über dem grünen Weg. — Ziemlich häufiger Aufenthalt bei der Mauer beim ehemaligen Turnplatz. — Dein neues Sacktuch auf der Burg verloren. — Faſt tägliche Abendſamulatsbeſuche.

— Häufige ſtets übertretene Mäßigkeitsbündniſſe im Eſſen. — Unmäßiges und grundloſes Lachen, als wir eines Abends unter einem Baum hingeſtreckt lagen. — Quelle der Nixe, daſelbſt Wäſche der Sacktücher. — Verſchlungene, bedeutungsvolle Namenszüge in jene Baumrinde. „Schön wie Florens Grazien“ u. ſ. w. — Das Mädchen, das uns auf dem Spaziergange ſo freundlich grüßte. — Gemeinſchaftliches Leſen der Ciceronianiſchen Oratio pro Milone, genügſam mit Hilfsmitteln ausgerüſtet. — Angefangenes Briefchen an Bardili. — Während des Kegelſpiels ein ſpaßhaftes Geſpräch über deine bereits vorhanden gedachten Töchter — — und dergleichen mehr.

Wie ſollten wir der frühen Zeit vergeſſen,
Die unbewußt uns mehr und mehr verbunden,
Uns manchen ſtillen, lieben Kranz gewunden,
Und wo wir anſpruchsvoll uns ganz beſeſſen?

Wohl hat die Zeit, doch nicht ihr Geiſt geendet,
Und mochte viel auch anders ſich geſtalten,
Die Neigung konnt' uns nimmer mehr veralten;
Drum bleibe ſtets mir freundlich zugewendet!

Schon in Urach hat Mörike — einem inneren Drange folgend und des Vergnügens wegen, nicht von frühreifem Ehrgeiz gequält, was bei ihm kaum der ausdrücklichen

Verſicherung bedarf — Verſe gemacht. An die Oeffentlichkeit iſt von dieſen jugendlichen Verſuchen nichts gekommen: er ſelbſt hat ſie des Druckes nicht für wert erachtet; die früheſten Stücke, die er in ſeine Gedichtſammlung aufgenommen hat, ſtammen aus der Tübinger Epoche. Die lyriſchen Erzeugniſſe ernſter Art, die ſich aus der Uracher Zeit erhalten haben, liegen außerhalb des Rahmens dieſer Darſtellung. Aber Mörike hat auch ſchon in jenen Tagen die Gewohnheit gehabt, mit Freunden über alltägliche Dinge in Verſen zu verkehren. Hartlaub hat mehrere ſolche Sachen aufbewahrt, von denen eine kleine Probe den rechten Begriff geben mag:

Wir leſen lieber heut nicht die Accorde,
Denn hoher Ernſt kann jetzt nicht zu mir dringen.
Ich hörte lieber etwas Leichters klingen,
Und jen' enthalten lauter tiefe Worte.
Drum wollen wir den milden Hebel wählen,
Ich hab' ihn heute unverſehns gefunden;
Soll er uns nicht etwas in der geſunden
Und lieben Bauernſprache vorerzählen?

Die Vermutung liegt nahe, daß dieſe und ähnliche Verſe in langweiligen Unterrichtsſtunden gefertigt worden und geheimnisvoll auf unterirdiſchem Wege vom Schreiber zum Empfänger gewandert ſind.

Im Jahre 1822 ſiedelten Mörike und Hartlaub gleichzeitig nach Tübingen über, wo dieſer indeſſen nicht den allererſten Platz in der Freundſchaft jenes eingenommen hat. Ludwig Bauer und anfangs wohl auch der genialiſche, in gleich ſtarkem Grad bald anziehende, bald abſtoßende Wilhelm Waiblinger ſtanden Mörike näher: die gemeinſame Neigung zur Poeſie und Begabung für dieſe Kunſt wird den Ausſchlag gegeben haben. Doch war das Verhältnis zwiſchen Mörike und Hartlaub nach wie vor herzlich und vertraulich, und als nach dem Bruch mit Waiblinger Mörike und Bauer ſich das geheimnisvolle Orplid ſchufen, wurde auch Hartlaub in die Myſterien des Zaubereilands eingeweiht. Nachdem dann beide die Univerſität verlaſſen hatten, verloren ſie ſich längere Zeit aus den Augen: ein nur mit großen Pauſen geführter Briefwechſel bot für perſönliche Berührung nicht genügenden Erſatz. Ein anderer von Mörikes älteſten Freunden, Johannes Mährlen, nachmals Profeſſor am Stuttgarter Polytechnikum, war in jener Periode beſonders eng mit dem jungen Dichter verbunden und der Vertraute ſeines vergeblichen Ringens, ſich außerhalb der Theologie eine Zukunft zu gründen. Als dieſe Sturm- und Drangperiode vorübergegangen war, als Mörike im Sommer 1834 ſeinen Einzug in das Cleverſulzbacher Pfarrhaus gehalten hatte, nahm ſein Freundſchaftsverhältnis zu

Hartlaub einen neuen Aufſchwung und behauptete ſich ſiegreich über alle anderen Beziehungen ähnlicher Art, alte wie neue, ohne weitere Unterbrechung, bis der Tod die Freunde trennte. Schon Cleverſulzbach war nicht allzu weit von Wermutshauſen entfernt, und die Nähe des letzteren Orts war für Mörike bei der Wahl ſeines Aufenthaltsorts in erſter Linie maßgebend, nachdem er 1843 ſein Pfarramt aufgegeben hatte. Nach halbjährigem Beſuch im befreundeten Pfarrhaus zog Mörike nach Schwäbiſch Hall, bald darauf nach Mergentheim in Hartlaubs unmittelbare Nähe und blieb dort bis 1851. Das waren ſiebenzehn Jahre des traulichſten, herzlichſten Verkehrs von Haus zu Haus. Hartlaub hatte ſich früh verheiratet, ſeine liebenswürdige Gattin Konſtanze trat allmälich Klärchen wie Eduard ſo nahe als ihr Gatte, und die Kinder wuchſen dem Geſchwiſterpaar an's Herz wie eigene. Ein beſtändiges Hin- und Herwandern, Hin- und Herfahren fand zwiſchen Wermutshauſen und dem Mörikeſchen Hauſe ſtatt. War keines von den Bewohnern des letzteren dort, ſo hielt ſich deſto ſicherer ein Mitglied der Hartlaubſchen Familie, beſonders häufig Agnes, das älteſte Töchterchen, hier auf. Und die Poſtboten hatten Arbeit genug, die Briefe, Pakete und ſonſtigen Sendungen hin und her zu befördern.

In der That iſt Wilhelm Hartlaub mehr als ein

Und daß es auch gleich einen gelben Schnauzbart auf die Welt gebracht hat!

Freund, mehr als ein Bruder, er iſt beides zugleich für Mörike geweſen. Von feiner Bildung des Herzens und des Geiſtes und zugleich praktiſch veranlagt, mehr Lebenskünſtler als Mörike, ſtand er dieſem mit Rat und That in allen Stücken zur Seite, half ihm ſo gut in den kleinen Sorgen des Werktagslebens, wie er die höchſten geiſtigen Intereſſen mit ihm teilte. Niemand hat den vollen Wert des beſcheidenen Dichters

klarer erkannt und die Beſonderheiten ſeines Weſens beſſer zu würdigen gewußt, als eben Wilhelm Hartlaub. „Es iſt nun einmal wahr," ſchreibt ihm Mörike im Auguſt 1840, „und warum ſoll ich dir's nicht wiederholen, da mich das Herz antreibt: ich weiß neben Bruder und Schweſter kein andres Menſchenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich mich ſo, wie bei dir, daheim befände, das heißt ſo innig in mir ſelber bleiben könnte. Du muteſt mir nichts zu, was meinem Weſen nicht entſpricht, und wenn du mich anmahnſt und aufſchüttelſt, ſo iſt's nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner kranken Aengſtlichkeit gar wohl brauchen kann." Und in demſelben Jahr vertraut unſer Dichter bei Gelegenheit eines ihm vom Freund geleiſteten Dienſtes dem Papier die Worte an: „Nur inſofern die Liebe eng verbundener Freunde, wie wir ſind, ſelber ein Wunder iſt, und zwar das ſchönſte, das es geben kann, worüber ſich das Herz auch ohne äußere Veranlaſſung oft plötzlich in ſeliges Staunen verliert: nur in dem Sinne ſollte mich, was durch dich geſchah, als etwas Außerordentliches rühren können." Unbedingtes gegenſeitiges Vertrauen und vollkommene Wahrhaftigkeit bildeten die feſte Grundlage dieſes ſchönen Freundſchaftsbundes, den Mörike ſelber einmal in einem Brief treffend als „einen ewigen Kreislauf der Liebe" bezeichnet. Die Freundſchaft mit Mörike war Hart-

laubs Stolz und Luſt, und faſt eiferſüchtig wachte er darüber, daß ihm hierin niemand den erſten Rang ſtreitig mache: die Annäherung des Dichters an andere konnte ihn ſchon mit Unbehagen erfüllen. Als Hartlaub 1851 nach Wimsheim und Mörike bald darauf nach Stuttgart verzog, blieben fortan die Freunde räumlich mehr geſchieden: aber die alten Beziehungen wurden durch Beſuche und regen brieflichen Verkehr zur Genüge gepflegt.

Mörikes Briefe an Hartlaub füllen im Manuſkript fünf ſtattliche Bände. Man ſpricht viel von des Dichters Abneigung gegen das Briefſchreiben, und in Wirklichkeit iſt dieſe Behauptung nicht ohne Grund. Namentlich wurde ihm mit zunehmendem Alter das Schreiben immer mehr „eine zuwidere Geſchichte", doch auch ſchon in jungen Jahren konnte er vertraute Freunde durch ſeine Schweigſamkeit, mit der er Brief auf Brief unbeantwortet ließ, zur Verzweiflung bringen. „Es iſt meiſtens eher die Vielheit und das ſüße Gedränge desjenigen, was ich meinem Freund zu ſagen hätte, als Leerheit, daß ich nicht ſchreibe," verſichert er einmal in dieſer Hinſicht. Auch hier war er eben von der Beſonderheit ſeines Weſens abhängig. Ohne die richtige Stimmung ergriff er kaum je die Feder zu einem Freundſchaftsbrief. Aber wenn der Geiſt über ihn kam, füllte ſich ihm Bogen um Bogen, entſtanden unter

ſeinen Händen Kunſtgebilde ſeltener Art. Und Freund „Artiglaub“ gegenüber war die Luſt, der Drang zur Mitteilung faſt ununterbrochen vorhanden. In Mörikes Briefen ſtehen die prächtigſten Schilderungen ſeiner jeweiligen Aufenthaltsorte, kleiner Reiſen und Ausflüge neben eingehenden Berichten über ſeine Dichtungen und ſonſtigen geiſtigen Beſchäftigungen. Alle Lieder wanderten nach dem Entſtehen unfehlbar in das Hartlaubſche Haus, und wie ſie dort aufgenommen wurden, war ihrem Verfaſſer wichtiger als Lob oder Tadel kritiſcher Autoritäten. So war es ganz in der Ordnung, daß Mörike ſeine Gedichte bei deren erſtem Erſcheinen Hartlaub zueignete. Auch ihre Lektüre tauſchten die Freunde unter einander aus, teilten ſich ihre Gedanken über die neueſten Erſcheinungen der Literatur mit. Hatte Mörike an irgend einer Stelle eines Buchs beſonderes Gefallen, verſchmähte er es nicht, ſie als „Leſefrucht“ für den Freund abzuſchreiben.

Aus Anlaß
einer ſehnſüchtig erwarteten Poſtſendung.

Wie einer Trübſal bläſt,
Daß ihm's das Herz abſtößt,
Und hinten ſchon
Der Poſtillon
Das Liedlein ſpielt im Freudenton,
So ihn im Hui erlöſt.

Wie in Mörikes Kunſtwerken kommt auch in ſeinen Briefen neben dem Ernſt der köſtlichſte Humor zur vollen Geltung. Komiſche Einfälle pflegte er in die von ihm ſelbſt erfundene Form der „Muſterkärtchen" zu bringen. In dieſen Muſterkärtchen oder „Curioſa", wie ſie dann und wann heißen, wurden kleine Vorkommniſſe des alltäglichen Lebens, Anekdoten der verſchiedenſten Art in knapper Weiſe behandelt, meiſt in der Form des Dialogs, gewöhnlich in Proſa, ſelten in Verſen. Die Muſterkärtchen waren zuerſt im ſchriftlichen Verkehr zwiſchen Mörike und ſeinem Bruder Karl üblich und gingen dann auf den zwiſchen den beiden Freunden über. Eine Art von Motto dazu bilden die Verſe, die Mörike einmal einem Brief an Hartlaub vorgeſetzt hat:

Iſt von wichtigen Geſchichten
Eben nicht viel zu berichten,
Tunkt man doch die Feder ein;
Sollt' es auch von Luſt und Scherzen
Unter drei zufriednen Herzen
Nur ein Muſterkärtchen ſein.

Neben den Muſterkärtchen ſpielen in Mörikes Briefen die Hausverſe, die versus familiares, eine hervorragende Rolle, für engere Kreiſe berechnete Gelegenheits-

gedichte, die von gewöhnlichen und manchmal ziemlich prosaischen Dingen handeln, aber doch in der Art der Behandlung den geborenen Dichter erkennen lassen, Gelegenheitsgedichte, wie sie eben den hauptsächlichen Inhalt dieses Buchs bilden.

Die gemeinsame Neigung für Musik war ein weiterer Vereinigungspunkt für die beiden Freunde. Auf diesem Gebiet war Hartlaub, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen, als die Konzertsäle mancher Residenz in einem Winter," dem anderen überlegen. Er spielte vorzüglich Klavier, war leidenschaftlicher Freund und bedeutender Kenner der klassischen Musik, namentlich Haydns, eifriger Notensammler. So ist es natürlich, daß Mörike in dem herrlichen poetischen Denkmal, das er dem Freund (Gedichte S. 206) gesetzt hat, an diese Seite seines Wesens anknüpft. „Am Klavier im Dämmerschein" versunken „im Traumgewühl der Melodien" — so wird Wilhelm Hartlaub bei der Nachwelt fortleben. Aber dieses Bild kann nicht zerstört werden, wenn man auch erfährt, wie sich Hartlaub in den Musterkärtchen und Hausversen ausnimmt.

Muſterkärtchen

am 29. März 1839 an Hartlaub geſandt.

Eduard und Mutter im Garten, da die Sonne ein weilchen vorſchien. Ich freute mich der ausſchlagenden Stachelbeeren, des Geißblatts u. ſ. w., beſonders auch der Knoſpen an meiner ſelbſtgepflanzten Birke.

Eduard. Welches iſt dir das liebſte Laub? — Dreierlei darfſt du nennen.

Mutter (beſinnt ſich ein wenig). Welſche Nuß, Weinlaub, Epheu.

Eduard. Das iſt alles nichts. Ich will dir's ſagen: Urlaub, Hartlaub, Geld wie Laub!

(Dies iſt ein Witz von jener Sorte, weißt, wobei wir allemal, gleichſam nicht gleich hörend, beiſeite guckten.)

Eine wichtige, friſch eingetroffene Poſtſendung teilte Mörike dem Freund einſt mit den Verſen mit:

Weil, was einen Freund gedrückt,
Billig auch den andern zwickt
Und, was jenen hat ergötzet,
Dieſen auch in Freude ſetzet,

Schlag' ich flugs in dies Papier,
Was vor zwei Minuten mir
Der beſtäubte Rumpelkaſten,
Den wir jüngſt auf der Chauſſée
Wachbach zu in's Auge faßten,
Mitgebracht. O Kyrie!

Ein andermal erging ſich der Dichter Hartlaub gegenüber über die Vorzüge des Tabakrauchens:

Was doch das Rauchen die Lektür' verſüßt,
Wenn man ſo in Wilhelm Meiſter lieſt!
Dieſen Kanaſter hier bezieh'
Ich von Neudörfer und Compagnie.
Es iſt ein einziger Tabak,
Sehr leicht und lieblich von Geſchmack.

Der gar nicht auf der Zunge beißt,
Deswegen er Jungfernkanaſter heißt.
Zwar iſt er nicht ohne Rippen und Stiel,
Doch ſchmeckt das wie Mandeln nach meinem Gefühl.
Die Dampfmaſchinen, nach meiner Empfindung,
Sind eine herrliche Erfindung,
Und in dieſem Stück lob' ich mir ſchon
Die Frauenemanzipation.

Zur Zeit von Mörikes Aufenthalt in Wermutshauſen, Winter 1843 auf 1844, ſind nachſtehende Verſe zu dem entſprechenden Geſchenk entſtanden:

Daß ſich Ihme nicht der Spaß
Bei dem heut'gen Schneegeſchiebe
Durch des neulichen Verluſts
Allzu herb Gedächtnis trübe,
Wix' ich dieſen Beutel Ihm;
Nehm' Er ihn mit gutem Willen!
Zwar für itzo iſt er leer,
Doch man denkt ihn noch zu füllen.

Bei Mörikes Beſuchen im Hartlaubſchen Hauſe fehlte es nicht an luſtigen Epiſoden, die mitunter poetiſch verherrlicht wurden. So mußte der Dichter einmal — es war im Oktober 1855 — zu Wimsheim eine Nacht in einer Kammer verbringen, wo Zwiebeln aufbewahrt wurden. Dieſer Umſtand gab die Veranlaſſung zu zwei artigen Strophen, in denen Uhlands Gedicht „Der Mohn“ nachgeahmt iſt:

Ganz richtig hört' ich ſagen,
Daß, wer in Zwiebeln ſchlief,
Hinunter werd' getragen
In Träume ſchwer und tief;
Dem Wachen ſelbſt geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Hielt' er für Zwiebeln nur.

Und gegen dieſes Uebel,
Das ſehr unangenehm,
Hilft ſelber nur der Zwiebel
Nach Hahnemanns Syſtem.
Das laßt uns gleich verſuchen!
Gott gebe, daß es glückt!
Und ſchafft mir Zwiebelkuchen,
Sonſt werd' ich noch verrückt.

Auch Konſtanze Hartlaub iſt wiederholt von Mörike beſungen worden. So — von der bekannten „Ländlichen Kurzweil“ (Gedichte S. 208) abgeſehen — in folgendem hübſchen Geburtstagsliedchen.

Unſrer liebſten Konſtanze

zum 3. Mai 1845.

(Mit einem Sommerhut und Schleier.)

Die friſchen Blüten auf den leichten Hut
Streue der Tag, den unſre Liebe feiert,
Indem er ſonnenhell auf unſern Thälern ruht!

Doch wie er blickt und was er thut,
Verſchleiert oder unverſchleiert,
Wie du, bleibt er uns lieblich, ſchön und gut.

Mit einer Stecknadel, einem Geſchenk vom Mergentheimer Kiliansmarkt, wurden am 8. Juli 1845 ein paar Verſe nach Wermutshauſen abgeſandt, denen zur Erklärung folgende Briefſtelle vorgeſetzt werden ſoll:

„Ich kaufte dem Klärchen, Konſtanze und Gretchen jeder ſo eine Stecknadel mit einem Verschen für die beiden letztern. Nach einem alten Aberglauben ſoll eine geſchenkte Nadel die Freundſchaft „abſtechen“, das alsbaldige Anlachen derſelben aber beim Empfang ein Gegenmittel ſein.“

Der lieben Konſtanze.

Ohne einiges Bedenken
Wollt' ich dir die Nadel ſchenken,
Ohne Furcht, daß mir zum Schaden
Möchte dieſer Spaß geraten,
Als das Schweſterchen dem Schwachen
Dennoch wollte bange machen. —
Nun, hier iſt das böſe Ding.
Allen Zweifel zu verſcheuchen,
Lach ſie an zum guten Zeichen,
Eh' ich ihren Stich empfing!

Konſtanzens Meiſterſchaft in den Künſten der Küche wurde von dem Dichter nach Gebühr geſchätzt. So beſcheiden er, wie in allen Dingen, auch in leiblichen Bedürfniſſen war (oft genug bildete eine Schale Milch mit Weißbrot ſeine ganze Abendmahlzeit!), zeigte er ſich doch für gaſtronomiſche Genüſſe, die ſich ihm ohne ſein Zuthun darboten, durchaus nicht unempfänglich. Namentlich war er Freund von Süßigkeiten. Die bezüglichen Sendungen aus dem Hartlaubſchen Hauſe, für die das Wort „Schnabelweiden" erfunden wurde, nahm er ſtets freudig und dankbar entgegen. Eine

Sendung geröſteter Mandeln, wofür er beſondere Vorliebe hatte, beantwortete er einſt mit den Verſen:

Heil der Pfanne,
Wo ſolche ſchwitzen und gleißen!
Wohl dem Manne,
Der die Zähne hat zu beißen!

Auch ſich ſelbſt ein wenig um die Zubereitung von Speiſen zu bekümmern, hielt der große Lyriker nicht für eine Herabwürdigung. Am 3. Auguſt 1842 ſandte er Konſtanze Hartlaub „das famoſe Schönthaler Gurkenrezept“ mit folgenden einleitenden Verſen:

Jedem ſeinen Rindfleiſch-Eſſer,
Jeder ſeinen Eſſerin
Widmet dies der Herr Profeſſer
Und die Frau Profeſſerin.

Dann folgt das Rezept ſelbſt in Proſa, und zum Schluß heißt es:

Merke noch! die Senfkukumern
Werden auch in Ewigkeit
Weder ſchimmeln noch verlummern,
Wenn man ſie ſo zubereit't.

Und ein Brentenrezept hat er sogar vollständig in gebundene Form gebracht.

Frankfurter Brenten.

Mandeln erstlich, rat' ich dir,
Nimm drei Pfunde, besser vier
(Im Verhältnis nach Belieben)!
Diese werden nun gestoßen
Und mit ordinärem Rosen-
Wasser feinstens abgerieben.
Je auf's Pfund Mandeln akkurat
Drei Vierling Zucker ohne Gnad'.
Denselben in den Mörsel bring,
Hierauf ihn durch ein Haarsieb schwing!
Von deinen irdenen Gefässen
Sollst du mir dann ein Ding erlesen,
Was man sonst eine Kachel nennt,
Doch sei sie neu zu diesem End'!
Drein füllen wir den ganzen Plunder
Und legen frische Kohlen unter.
Jetzt rühr und rühr ohn' Unterlaß,
Bis sich verdicken will die Mass',
Und rührst du eine Stunde voll!
Am eingetauchten Finger soll
Das Kleinste nicht mehr hängen bleiben;
So lange müssen wir es treiben.

Nun aber bringe das Gebrodel
In eine Schüſſel (der Poet,
Weil ihm der Reim vor allem geht,
Will ſchlechterdings hier einen Model,
Indes der Koch auf erſterer beſteht)!
Darinne drück's zuſammen gut,
Und hat es über Nacht geruht,
Sollſt du's durchkneten Stück für Stück,
Auswellen meſſerrückendick.
(Je weniger Mehl du ſtreueſt ein,
Um deſto beſſer wird es ſein.)
Alsdann in Formen ſei's geprägt,
Wie man bei Weingebacknem pflegt;
Zuletzt — das wird der Sache frommen —
Den Bäcker ſcharf in Pflicht genommen,
Daß ſie ſchön gelb vom Ofen kommen!

Das Gedicht wurde 1855 in einer Zeitſchrift für Kochkunſt veröffentlicht, und Mörike fügte nachträglich die Verſe hinzu:

In Schwaben hab' ich mit dem Rezept
Noch überall viel Ehre erlebt:
Die guten Frauen leſen's gern,
Und ihre Männer äßen's gern.

In den vertraulichen Verkehr zwiſchen dem Mörikeſchen und Hartlaubſchen Hauſe waren auch die Kinder des letzteren einbezogen. Bei Mörike, dem großen Kinderfreund, ſtand Agnes, die Erſtgeborene, in beſonderer Gunſt. Als ſein Töchterchen, ſeine Baſe bezeichnet er ſeinen Liebling und erſinnt allerhand Scherznamen, wie Gnes, Gneschen, Bagnes, für ihn; ſollte

eztere Benennung andeuten, daß ſich das Kind gern bange machen ließ, ſo wäre ihm dies im Cleverſulzbacher Pfarrhaus nicht zu verargen geweſen, da ja dort

nach der unerschütterlichen Ueberzeugung des Dichters der Geist eines seligen oder vielmehr nicht seligen Pfarrherrn sein Unwesen getrieben hat.

Ueber das herzliche Verhältnis, das zwischen Agnes und ihrem väterlichen Freund waltete, gibt ein Musterkärtchen Aufschluß, von diesem „Die Nicolai“ (6. Dezember) 1839 an Hartlaub gesandt:

„Ich stand vor dem Rasirspiegel auf meinem Zimmer und schund mir die Haut, wie gewöhnlich. Agnes, die einzige Person, die ich bei dieser Verrichtung wohl um mich leiden kann, saß ein paar Schritte hinter mir im großen Sessel und hörte aufmerksam den Versen zu, die ich dazwischen aus dem Stegreif machte. Ihr künftiger Abgang von hier war der Gegenstand des kläglichen Gedichts. Sie war zuletzt ganz still, nachdem sie bei den ersten Strophen, wo ihr kommt und aussteigt, viel gelacht hatte. Am Ende aber, als es hieß:

Jetzt, Klärchen, scheid' ich aus dem Haus,
Brich mir den letzten Blumenstrauß,
Gib mir den letzten Abschiedskuß,
Weil ich so weit von hinnen muß!

bemerkt' ich durch den Spiegel, daß ihr die hellen Thränen über die Backen schlichen. Natürlich wurde sogleich die heiterste Wendung gemacht und alles wieder ausgelöscht. Doch sagte sie nachher den anderen in der vordern Stube, die Abschiedslieder möge sie nicht.“

Es war eben kein Wunder, daß ſich die Kleine im Hauſe des Dichters wohl fühlte. Denn was that der nicht alles, um ſie zu unterhalten, zu feſſeln! Er erzählte ihr liebliche Märchen, ſelbſterfundene natürlich, ſchrieb in ihrem Namen Briefe an das Waldwibichlein, das Kräutermännchen und andere geheimnisvolle Phantaſiegeſtalten, ſpielte ihr Marionettentheater mit Rührlöffeln vor, gab ihr Rätſel zur Auflöſung, machte Kinderverſe für ſie. Auch wenn ſie getrennt waren, vergaß er ſeines Lieblings nicht. Da ſchickte er ihr Briefe, wie einmal von Hall einen „Salzbrief“ mit einer merkwürdigen Schilderung der „Salzſtadt“, humoriſtiſche Zeichnungen, Lieder und dergleichen mehr. Welcher Art die Scherze waren, die Mörike mit Agnes trieb, lehrt folgendes Muſterkärtchen:

Eduard iſt beſchäftigt, ſein Dankſagungsſchreiben an die Kronprinzeſſin (für ein Geſchenk aus Anlaß der Ueberreichung ſeiner ‚Idylle vom Bodenſee‘) zuſammen zu machen, und Agnes hat ein Licht gebracht.

A. Nimmſt du das Amtsſiegel dazu oder dein eigenes?

E. Seit meiner Abſetzung führ' ich kein Amtsſigill mehr. Du bringſt mich in Verlegenheit durch ſolche Fragen.

(Pauſe.)

Uebrigens war mir's immer bang, ſo oft ich's brauchen ſollte. Es war beinah' zu ſchwer für einen Mann.

A. Zu ſchwer? Des Vaters ſeins iſt ziemlich leicht.

E. Das meine wog bei drei Zentner. Es war freilich auch ein größeres Amt.

A. (lächelt auf die bekannte Weiſe.)

Der Pagneſe zu ſpielen.

Wie das Mannß ſein Geiglein thut!

In den Verſen für Agnes hat es Mörike ſo gut verſtanden, auf die Vorſtellungskreiſe eines Kindes einzugehen und ſich innerhalb der Grenzen kindlichen Faſſungsvermögens zu halten, wie es nur dem möglich iſt, der ſich ſelbſt ein Kindergemüt bewahrt hat.

Verslein für Agnes.

Das Klärchen hab' ich gar zu gern,
Sie iſt mein Licht und iſt mein Stern;
In allen Stücken glanzt ſie mir
Als Ideal und Fürbild für.

Liedchen für Agnes.

Melodie: Ich ſaß bei jener Linde u. ſ. w.

Dort an der Kirchhofmauer,
Da ſitz' ich auf der Lauer,
Da ſitz' ich gar zu gern;
Es regt ſich im Holunder,
Es regnet mir herunter
Roſin' und Mandelkern.

Waldwibichlein, das kleine,
Das goldige, das feine,

Das hat es mir gebracht.
Es hat ein Schloß im Berge,
Das hüten ſieben Zwerge,
Darin iſt große Pracht.

Und es hat mir verſprochen,
In aber hundert Wochen,
Wenn Agnes wacker ſei,
Da käm' es in dem Schlitten,
Zu Gaſte mich zu bitten:
Da ſeid fein auch dabei!

An meine Baſe Gnes.

Den 9. Februar 1845.

Was mag wohl dein Traum bedeuten,
Und was weisſagt dir dein Herz?
Freude oder Leid — uns beiden
Gleiches bringt der erſte März.

Sollt' ich jenen Tag verſterben,
Ach, wie fleußt dein Thränenborn!
Gneschen, du ſollſt mich beerben
Bis auf's letzte Ammonshorn.

Doch mir ahnet auch ein wenig,
Daß uns etwas Gutes naht.
Macht vielleicht der Preußenkönig
Mich zum Oberhofbartrat?

Dann ſollſt du Frau Rätin heißen
Oder Frau Direktorin,
Und wir wohnen wechſelsweiſe
In Potsdam und in Berlin.

An Agnes Bonpland.

Zum 14. November 1843.

Wie wir unter muntern Schritten
Zwiſchen Stein und Kluft und Dorn
Manchen ſchönen Encriniten
Fanden, manches Ammonshorn,
Trete dir auf deinen Wegen
Immer neues Glück entgegen!
Doch wirſt du, was dein Geſchick
Liebliches dir zugemeſſen,
Auch im allerhöchſten Glück
Deines Bonpland nicht vergeſſen.

Bonpland war der Montblanc ſcherzhaft umgetauft worden, als Mörike einſt dem Mädchen von dem Rieſenberg erzählt hatte.

An Agnes Hartlaub.

Nächſtens wird auf grünen Wieſen
An der Bäche Frühlingslicht
Neu das Pfaffenröhrlein ſprießen,
Da man Freundſchaftsketten flicht.

Unſere bleibt unzerriſſen,
Wenn wir uns der Treu' befliſſen;
Drum geb' ich dir auf's Gewiſſen:
Liebes Wölſchen, beiß mich nicht!

Für Agnes.

„I muß immer balancire:n, ſehat Se, wege meine körberliche Mißverhältniſſe, ja. — Krägle, ja, is mei Nam. Bei der Oberrechnungsbalance in Karlsruh angeſtellt geweſen. — Ja, hm!“

Geſchenke, die Mörike im Herbſt 1840 von einem Ausflug an den Bodenſee und Oberrhein für Hartlaubs mitbrachte, ließ er ihnen durch Agnes und deren jüngere Schweſter Ada mit folgenden Strophen überreichen:

Ada.

Ich bin das kleine Sandweiblein,
Bring' guten Sand vom alten Rhein,
Damit kann man ſo Brief als Predigt
Und, was man etwa ſonſt benötigt,
Allzeit auf's allerfeinſte ſandeln.
Zwar unſcheinbar und grau wird er ſofort
Auch wohl ſich nie in Gold verwandeln:
Doch deckt er künftig manches goldne Wort.

Agnes.

So ſchreibe denn und ſandle fleißig!
Ich aber bring' ein friſch Glas Wein,
Er iſt gewachſen nah bei Stein,
Und zwar im Jahre vierunddreißig.
Der Rhein, er müßte doch ſich ſchämen,
Wenn wir mit nichts wie Sande kämen.

Der kleinen Klara Hartlaub ist nachstehendes Kinderrätsel gewidmet:

In Silber kleidet sich's, in Gold,
In Perl' und Demant, wenn ihr wollt,
Es geht, doch geht es nicht auf Füßen,
Und wenn es steht, wird dich's verdrießen,
Es spricht nicht leicht, doch deutet's fein,
Es hat zwei goldne Fingerlein,
Und wenn es auf Verlangen dir
Laut, was es weiß, allzeit bekennt,
So ist es schon ein vornehm Tier,
Es ist gleichsam ein Repetent.
Kurz, wer's erfand, der hat ein Tüchtiges
In dieses Ding hinein
Geheimnisset und ließ ein Wichtiges
Der Menschheit angedeihn.

Eine vierte Tochter des Hartlaubschen Hauses, Marie, wünschte sich einst eine Zither. Ein Schulmeister in Bondorf hatte in der Zeitung ein gebrauchtes Instrument von schlechtem, hartem Ton angeboten, das man ursprünglich für das Mädchen erwerben wollte. Mörike suchte aber in Stuttgart beim Instrumentenmacher Martin Bauer eine Zither aus und sandte sie an Marie mit den Versen:

Sieh, da bin ich, liebſtes Mädchen!
Ja, ich bin's und heiße dein.
Vater Martin ſelber meinte,
Daß wir für einander ſei'n.

Ach, wie glücklich iſt's geraten,
Daß du doch an mich noch kamſt;
Innig müßt' ich dich bedauern,
Wenn du die von Bondorf nahmſt.

Erſtlich gingen deine Finger
In gewiſſer Art kaput,
Und dann war's, ich darf es ſagen,
Doch „ein altes Inſtitut".

Rühre mich! und ich will klingen,
Froh und traurig, immer ſüß,
Winters in dem warmen Stübchen,
Sommers in dem Hagenſchieß.

Mörikes große Hinneigung zur Jugend überhaupt veranlaßte ihn, auch Kinder, die ihm weniger nahe ſtanden, in den Kreis ſeiner Gelegenheitspoeſie zu ziehen. So ließ er einſt in Cleverſulzbach den Ehrentag eines wackern Greiſen durch deſſen Enkel in würdigſter Weiſe verherrlichen.

Dem lieben Altvater

Georg Balthasar Hermann

zu seinem

vierundsiebenzigsten Geburtstag

Cleversulzbach den 21. Februar 1842

im Namen der Enkel

gewidmet von

seinem aufrichtigen Freunde

E. Mörike,
Pfarrer.

Psalm 118, 4.

Es sagen nun, die den Herrn fürchten: Seine Güte währet ewiglich.

Psalm 119, 96.

Ich habe alles Dinges ein Ende gesehen; aber dein Gebot währet.

Psalm 121, 3. 4.

Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläfet nicht. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.

Friederike.

Vor den beſten Vater kommen
Wir, die frohe Enkelſchar,
Bringen dankbar unſre frommen
Glück- und Segenswünſche dar,
Nicht mit hellen Blumenkränzen,
Nicht mit Gaben reich beſchwert:
Freudenthränen, die ihm glänzen,
Sind ihm Gold und Perlen wert.

Cornelius.

Gott, den Herren, laßt uns loben,
Der ſein Haus mit Ehren ziert,
Unter manchen Glaubensproben
Herrlich ihn bis heut geführt,
Der zu Troſt und Fried' und Freude
Ihm die Vielgetreue lieh;
Ungeſchieden dieſe beide,
Herr, zum Himmel führe ſie!

Wilhelmine.

Treu erfanden ihn die Seinen,
Ohne Falſch in That und Wort;
„Thue Recht und ſcheue keinen!“
Iſt ſein Wahlſpruch immerfort.

Dieſen uns in's Herz zu ſchreiben,
Nicht umſonſt geloben wir,
Und im Segen müſſe bleiben
Sein Gedächtnis für und für.

Daniel.

Lange noch mit friſchen Kräften
Geh er bei uns ein und aus,
Munter zu des Tags Geſchäften,
So im Felde, wie im Haus;
Zum geliebten Weinberg ſtrebe
Jeden Frühling er auf's neu',
Bis er ſelbſt als edle Rebe
Von dem Herrn verpflanzet ſei!

Noch zu einer Zeit, da die Muſe nicht mehr allzu häufig an ihn herantrat, machte er einem Türmerstöchterlein zum Namensfeſt der Patin ein Gedicht von entſchieden poetiſchem Wert.

Das Türmerskind an ſeine Patin.

Stuttgart den 25. März 1866.

Mein Vater ſah hinaus um Mitternacht
Vom Turme rings und kündigte die Wacht;
Doch ſchon erweckt vom erſten Glockenſchlag
Wußt' ich zugleich: heut iſt dein Namenstag.
Dem dacht' ich nach im ſtillen freudiglich
Ein weilchen lang und betete für dich.
Laut ſtieß der Wind an's enge Fenſterlein,
Die Wolke flog mit ungewiſſem Schein:
Auf einmal regte ſich kein Lüftchen mehr,
Es ward ſo ſtill und feierlich umher.
Ich hörte der Geſchwiſter Atemzug,
Und wie im Uhrwerk ſacht der Pendel ſchlug.

Was wird? Die Kammer füllt ein himmliſch Licht,
Ein Engel ſtand an meiner Seite dicht
Mit hellen Schwingen, goldnem Lockenhaar
Und ſah mich an mit Augen wunderbar;
Er rührte mir die Wang' und Stirne lind,
Sprach: „Sei getroſt! ich bin dein Engel, Kind,
Ich brachte dein Gebet vor Jeſu Thron,
Und all erhört ſind deine Wünſche ſchon.
Geh hin zur Guten, die dich kennt und liebt,
Die im Verborgnen ſchwere Pflichten übt,

Sag, daß man ihrer Frömmigkeit und Treu'
Auch eingedenk im Himmel heute ſei!
Und was ſie Lieb's und Gutes dir gethan,
Das ſchreiben wir im Buch des Lebens an."

Anlaß zu einem anderen, in ſeiner Art nicht minder artigen Stück gab dem Dichter einmal der Anblick zweier Mädchen, von denen das eine — in des Vaters Rock, ſeinen Hut auf dem Kopf und ſeinen Stock in der Hand — den Arzt ſpielte, während das andere vor dem Bett einer Puppe ſaß, deren Puls gefühlt wurde.

Kinderſcene.

„Wie finden Sie das liebe Kind?" —
„Sie hat eben immer noch ſtark Fieber;
Das iſt der böſe Nordoſtwind.
Doch ſcheint die größte Gefahr vorüber.
Wie war der Appetit indeſſen?" —

„Seit geſtern hat ſie nichts gegeſſen.
Mein Bruder bracht' ihr heute früh
Dies Törtchen mit, das möchte ſie.
Ich wollte es aber doch nicht wagen,
Ohne Herrn Hofrat erſt zu fragen." —

„Es iſt nur immer bei dem Zeug
Zu viel Gewürz und Butterteig.
Mit Erlaubnis — ich will es verſuchen. —
Hm, eine Art von Mandelkuchen.“ —

„Herr Hofrat, Sie vergeſſen ſich,
Sie eſſen ja ganz fürchterlich.
Alle Achtung vor Ihrem großen Hut,
Aber Sie haben beſondere Manieren.“ —

„Pardon! Das Törtchen war zu gut.
(Nachdem er ſich geräuſpert und der Patientin nochmals den Puls gefühlt:)
Laſſen Sie nun eben das Mixtürchen repetiren!
Wir ſehen ein paar Tage zu.
Ihr Diener!“ —

„Gute Nacht!“ —

„Recht angenehme Ruh'!“

Man kann ſich denken, daß Mörikes Hauspoeſie, nachdem ſeine Gattin ihn mit zwei eigenen Töchterchen beſchenkt hatte, ſich auch auf dieſe erſtreckte und der Vater allerhand Kurzweil mit ihnen trieb. Als er einſt im Sommer 1862 mit ſeiner Familie einen Spazier-

gang machte und die beiden Kinder durchaus Fiaker fahren wollten, improviſirte er zu ihrer Beſchwichtigung die Verſe:

Nur nicht wie die Unken,
Die da waſſertrunken
Klagen aus dem Teich,
Sondern wie die Vögel,
Die doch in der Regel
Fröhlich ſingen von dem Zweig!

Die bald nach dem Tode des Vaters heimgegangene Maria war das Kind ſeiner Sorge; die muntere Fanny gab, wie nachſtehende Stücke zeigen, hauptſächlich Stoff zu mancherlei Scherzen.

In der Fanny Stammbuch.

Selbſtgeſpräch am 12. April.

Franziska heiß' ich,
Noch nicht viel weiß ich,
Doch werd' ich fleißig
Von heut an ſein.

Denn ich betrachte,
Daß ich das achte
Jahr ſchon vollbrachte —
Das heizt mir ein.

Väterliche Ermahnung an Fanny.

Mit einem Groſchen.

Sparſamkeit iſt eine Tugend,
Während Geiz ein Laſter iſt.
Ach, daß doch die heut'ge Jugend
Dieſes gar zu leicht vergißt!
Lieber Franz, ich bitt' dich drum,
Eh' du einen Kreuzer ausgibſt,
Dreh ihn zweimal, einen Groſchen
Sechsmal in der Hand herum!
Solches rät dir dein Berater,
Freund und ſtets getreuer Vater.

Mit einer Zahnbürſte.

(Lorch den 16. April 1869.)

Mögeſt du mit achtzig Jahren,
Liebe Pfanny, wie anitzt,
Noch das große Glück erfahren,
Wenn man gute Zähn' beſitzt!

Denn du wirſt doch ohne Frage,
Als ein braves, fleiß'ges Kind
Von paſſabel ſchönen Gaben,
Immer was zu beißen haben,
Wenn es auch nicht alle Tage
Juſt gebrannte Mandeln ſind.

Begreiflicherweiſe mußte auch unſer Dichter die Erfahrung machen, daß einem Vater neben der Freude an ſeinen Kindern auch der Aerger über ſie nicht erſpart bleibt. Er wußte ſich in dieſe Notwendigkeit, wie in anderes Ungemach des Lebens, mit dem ihm eigenen gelaſſenen Humor zu finden. Laſſen wir ihn ſelbſt über einen ſolchen Fall berichten!

„Im Unwillen über eines der Kinder (die Fanny war verdrießlich, ihre Uebungen am Klavier zu machen) hatte ich meinen kleinen Spiegel durch einen heftigen Stoß beſchädigt. Der Treff ging gerade auf den untern Teil beim Rahmen und zwar genau auf die Mitte, ſo daß von dieſem Punkt aus ſieben Sprünge radienförmig nach allen Seiten liefen. Um das Glas zuſammen zu halten, klebte ich unten, hart am Rand, ein halbirtes Scheibchen Papier darauf, von deſſen Peripherie nunmehr die ſchönen Strahlen ausgehen."

Der Spiegel an ſeinen Beſitzer.

(In des ſeligen Brockes Manier.)

Hier ſieht man eine Sonn' mit wunderbaren Strahlen,
Doch ſteht es dir nicht an, mit dieſem Werk zu prahlen.
Mein ganz unſchuldig Glas, das du im Zorn zerſchellt,
Weiſt dir nun dein Geſicht zum Laſterbild entſtellt,
Darum bedenk, o Menſch, ſo oft du dich raſirſt,
Wie du mit Sanftmut dich im Lauf des Tages zierſt!

Der Spiegel ſelbſt in dem geſchilderten Zuſtand wird noch heute als Reliquie im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrt.

Eine große Anzahl von Mörikes Gelegenheitsgedichten bilden Geleitsbriefe zu den verſchiedenartigſten Spenden, mit denen er Verwandte oder Freunde bedacht hat. Unſer Dichter war weit entfernt von einer gegenwärtig verbreiteten nüchternen Anſicht, die gegenſeitige Geſchenke als überflüſſigen Luxus betrachtet, der nur Mühe und Unkoſten verurſache. Es bereitete ihm vielmehr Vergnügen, für Perſonen, die ihm mehr oder weniger nahe ſtanden, auf ſinnige Gaben zu denken, und ebenſo nahm er mit naiver Freude die Gegen-

ſtände in Empfang, mit denen er beſchenkt wurde. Ihr realer Wert war ihm dabei nebenſächlich, er muſterte ſie vom Standpunkt des Liebhabers. Bücher, Notenblätter, Gemälde, Kupferſtiche waren ihm ſtets willkommen; altertümliche und ſeltene Dinge bevorzugte er; namentlich Autographen, hiſtoriſche Reliquien, Naturmerkwürdigkeiten wußte er zu ſchätzen. An allen glänzenden Gegenſtänden fand er, den der Anblick der ſtrahlenden Sonne und des geſtirnten Himmels in gehobene Stimmung verſetzen konnte, beſonderes Gefallen. Seine Natur war eben für ſinnliche Wirkungen ſtark empfänglich, und ohne dieſe Eigenſchaft wäre er ſchwerlich der große Dichter geworden, als den ihn jetzt ſein deutſches Vaterland verehrt. Mitunter ſteigerten ſich ſeine Neigungen zum förmlichen Sammeltrieb, wobei es bezeichnend für ihn iſt, daß er mit derſelben Hingabe darauf bedacht ſein konnte, die Sammlungen von Freunden, wie die eigenen, zu bereichern. Die größte Ausdehnung nahm bei ihm das Sammeln von Petrefakten an. Schon in der Ludwigsburger Knabenzeit lag er dieſer Beſchäftigung ob; er kam wieder darauf zurück, als er nach ſeinem Abgang von Cleverſulzbach bei Hartlaubs in Wermutshauſen lebte. In Hall und in den erſten Zeiten des Mergentheimer Aufenthalts bildete ſich dieſe Liebhaberei zur wahren Leidenſchaft aus, die ſein Denken zum guten Teil in Anſpruch

nahm. Zahlreiche Musterkärtchen über dieses Thema, im launigsten Ton gehalten, flogen nach Wermutshausen, wofür eines als Probe für alle dienen möge.

Samstag Nachmittag 4 Uhr. Herr Seiferheld liegt langweilig im Fenster und sieht in die Straße spazieren. Eduard seinerseits gleichfalls. Nachdem man sich begrüßt, Gespräch, wie folgt:

E. Ei, Herr Nachbar, ich hätt' eine Bitte. Wollten Sie mir nicht ein wenig musiziren. Ich sehe Ihr Klavier noch offen.

Herr S. Mit Vergnügen. Was wünschen Sie?

E. Spielen Sie nicht den hübschen Petrefaktenwalzer?

Herr S. Den — wie? — nein, ich kenn' ihn noch gar nicht.

E. Vielleicht Gervillia pernoides aus dem Trigonien-Mergel?

Herr S. Bedaure, gleichfalls nicht. Das ist wohl etwas ganz Neues?

E. Achttausend Jahre wenigstens.

Herr S. (befremdet, etwas beleidigt).

E. Nun, so spielen Sie in's Teufels Namen etwas aus den Hugenotten!

(Es geschieht und dauert sehr lang.)

E. Ich danke. Apropos, wollten Sie doch Ihrem Bruder, dem Herrn Stadtrat, sagen, das rundliche Ding, was er immer seine Muskatnuß nenne, sei richtig, wie ich

vermutete, nichts anderes als ein Stachel vom Cidarides coronatus.

Herr S. Gut. Geſtern haben meine Buben auch eine ſonderbare Verſteinerung mit heimgebracht.

E. Verſteinerung? was? wo? — warten Sie! ich komme hinüber.

(Es wird das lange Brett geholt und über die Straße in Seiferhelds Fenſter gerichtet, wobei er aus Verblüffung keine Hand anlegt, ſondern nur zuſieht, was es geben ſoll; dann wird der Schemel aufgelegt, ich ſetze mich hinauf und fahre wie der Blitz in's Haus, wobei eine Scheibe mitgeht.)

E. Wo haben Sie ſie? iſt ſie noch ganz?

Herr S. Sie iſt ganz hin. (Hebt ein paar Scherben auf.)

E. Die Scheibe, ſo! Ich meine den Stein. — Ah, da iſt er.

(Es zeigt ſich eine ganz gewöhnliche Muſchel und ſchlechtes Exemplar.)

E. Richtig — ſo — hm — ja. Ein Plagiostoma striatum. Nein, das müſſen Sie aufheben. Ja, und alſo den Glaſer will ich gleich ſchicken.

Herr S. Es thut mir unendlich leid, Herr Mörike.

E. Bitte! Uebrigens ich heiße nicht mehr ſo; ich ſchreibe mich „von Meerigel“.

Herr S. Unterthäniger Diener!

Natürlich legen auch Mörikes Verſe von ſeiner Liebhaberei Zeugnis ab. Ein Stück „Der Petrefaktenſammler", an Klärchen und eine Verwandte, Lottchen Krehl, gerichtet, iſt aus der Gedichtſammlung längſt bekannt. Ein anderes, eine für Fräulein Marie Bauer über eine Gabe von Verſteinerungen ausgeſtellte Quittung, lautet:

Unterzeichneter bezeugt andurch pflichtlich,
Aus Herrn Beringers Kabinet ganz richtig
Drei Stück Petrefakten: den Tauſendfuß,
Den Palaeoniscus dubius,
Auch ein ſehr rar', ſeltſam' Objekt,
Deſſ' Art und Herkommen noch nicht entdeckt,
(Etwa Kropf und Bärzel von Noä Raben)
Durch Fräulein Bauer mit Ach und Krach
Vom Herrn Kurator erhalten zu haben,
Wofür von gedachtem ſchönen Kind
Drei Küſſe bezahlt worden ſind,
Die ich ſamt Zinſen verbindlich,
Mündlich,
Ohn' alle Gefährde
Wiedererſtatten werde.

Herr Beringer, aus deſſen Nachlaß die in Frage ſtehenden Gegenſtände ſtammen ſollten, war eine in der Gelehrtenwelt berüchtigte Perſönlichkeit. Er lebte als biſchöflicher Leibarzt zu Würzburg in der erſten Hälfte

des achtzehnten Jahrhunderts, war eifriger Sammler von Verſteinerungen und fiel dabei mutwilligen Studenten zum Opfer, die ihn die abenteuerlichſten aus Stein und Ton geformten Figuren finden ließen. Auf Grund dieſer verfaß er ein großes von ihm verfaßtes Werk über Petrefakten mit Abbildungen ganz unmöglicher Steine und Pflanzen. Er ſoll ſein ganzes Vermögen in das Buch geſteckt haben und, als der Betrug zu Tage kam, vor Aerger geſtorben ſein.

Welcher Art die Geſchenke waren, mit denen die Auserwählten Mörikes beglückt wurden, darüber mögen nun eine Anzahl Beiſpiele nähere Auskunft erteilen. Die fünf nächſten Stücke ſind an Luiſe von Breitſchwert, verehelichte Walther, oder deren Gatten gerichtet. Die Dame, eine Stieftochter von Mörikes Freund Wolff, Direktor des Stuttgarter Katharinenſtifts, iſt allen, die in der Gedichtſammlung Beſcheid wiſſen, wohl bekannt. Sie war dem Hauſe unſeres Dichters nahe befreundet, eine Taufpatin Fannys. Durch ihre Kunſt im Verfertigen von Silhouetten iſt ſie eine Stuttgarter Lokalberühmtheit geworden; namentlich hat ſie auch „das Stuttgarter Hutzelmännlein“ auf ſolche Weiſe illuſtrirt.

Fanny

an Fräulein von Breitſchwert mit einem illuſtrirten Turmhahn, zunächſt als Erwiderung eines Korbes mit ſeinem Obſt aus Wolffens Garten.

Schon längſt ſinn' ich für dich auf eine ſchöne Gabe
Und ſinne mich beinah zu tot,
Allein du weißt ja wohl, das Beſte, was ich habe,
Hab' ich von dir, geliebte Dot.
Jetzt freut es mich, aus meines Vaters Garten
Mit einer Kleinigkeit dir aufzuwarten,
Ich bat mir dieſe Blätter von ihm aus.
„Von Herzen gern," rief er, „geh, bring's ihr ſelbſt in's Haus!"
Nur eines will mich dabei kränken —
Sag ſelber, ob das billig iſt! —
Daß er dafür nun ganz ohne Bedenken
Mir deine Roſenäpfel ſ . . . . .

Mit einem Riechflacon

von Fanny für ihre Dote Luiſe von Breitſchwert bei der Hochzeit ihrer Schweſter Charlotte.

Heute regnet's tauſendfach mit Wünſchen in das Haus
Von manchem Vetter, mancher lieben Baſe;
Ich widme dir mit dieſem Glaſe
Einen beſcheidnen Hochzeitsſtrauß —
Nicht dir! nein, jener ſchwer von dir gekränkten Naſe,

Die ich im ſtillen längſt verehrt,
Eh' ſich Herrn Walthers Herz derſelben zugekehrt:
Der ſie beim erſten Blick ſo ganz begriffen hatte,
Der Mann iſt deiner wert. Dies ſagt dir deine Pate.

„Sie karikirt," bemerkt Mörike bei dem Wort Naſe, „dieſen Teil ihres Geſichts bei jeder Gelegenheit im Schattenriß auf's unbarmherzigſte."

An Luiſe Walther.

Zum 10. Januar 1874.

Mit einem Bund Schreibfedern.

„Hole der Henker die Federn von Stahl!"
Rief der alte Schwind einmal.
„Und wären ſ' von Silber und Gold — gleichviel,
Ich bleibe bei dem Gänſekiel."
So denken wir eben auch, liebe Luiſe,
Nun probir einmal dieſe!
Sie ſind nicht zu hart und nicht zu weich,
Sie ſind dir gleich,
Das heißt, nach dem Charakter geſchnitten.
(Fehlt je noch etwas, helf' ich zur Not,
Aber kein andrer, will ich bitten.)
Die eine tunk' ich gleich ſelbſt in Rot,
Auf den Tag in meinen Kalender zu ſchreiben:
Geſegnet ſoll er mir ſein und bleiben!

Im Jahre 1875 erhielt die Freundin, die gerade durch den Verluſt einer bewährten Dienerin in häusliche Sorge geraten war, als Geburtstagsgeſchenk einen Stahlſtich, der eine ſcheuernde holländiſche Magd darſtellte, und dazu Verſe, deren Bedeutung darin zu ſuchen iſt, daß ſie zu den letzten gehören, vielleicht ſogar die letzten ſind, die Mörike gedichtet hat.

An Luiſe Walther.

Zum 10. Januar 1875.

Wenn es mit guten Wünſchen heute tauſendfach
Im Hauſe auf dich regnet, einen weiß ich doch,
An den kein Menſch noch dachte, den auch mancher wohl
Als platt hausbackne Proſe eben nicht ſo ganz
An ſeinem Platze finden mag für ſolch ein Feſt;
Doch bin ich ſicher, daß du ihn zu ſchätzen weißt.
Lichtmeß iſt vor der Thüre — nun verſtehſt du mich —
Der große, der verhängnisvolle Wandertag,
Der ſelber dir, Sorgloſe, Glückvertrauende,
Wenn du dich deiner holden Kunſt am Maltiſch freuſt,
Zuweilen bänglich mahnend über die Schulter blickt.

Sieh hier ein Mägdlein, wie ich dir in allem Ernſt
Sogar auf deine muſterhafte Nolde hin
Eins wünſchen darf! Dieſes Geſichtchen ſpricht Verſtand
Und gar ein ſittſam Weſen aus. (Der liebe Blick,

Den ſie vom Küchenfenſter auf die Straße thut,
Scheint höchſt unſchuldig.) „Ordnung“ aber und „Reinlichkeit“
Iſt ohne Zweifel ihr „Prinzip.“ Was willſt du mehr?

Herrn Obertribunalrat von Walther.

Mit einer Doſe, auf deren Deckel ſich
ein geſchnitzter Roſenzweig befindet.

Eine Roſe
Auf der Doſe —
Welch ein Abgeſchmack!
Soll ſie wohl den Schnupftabak
Oder er die Roſe höhnen? —
Schiller ſelig — welcher zwar
Selbſt ein ſtarker Schnupfer war —
Unſer Schiller ſagte: „Krieg
Führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.“
Hannes, Hannes! Wem gibſt du den Sieg?

Bei ſeinem Abgang von Cleverſulzbach ſchenkte Mörike der Frau Pfarrer Karoline Schmidlin, der Gattin ſeines Nachbarn und Amtsgenoſſen in Bürg, ein Koferneiſen mit folgenden Verſen auf einem oval zugeſchnittenen Stück Pergament, das eine Koſer (ein waffelartiges Gebäck) vorſtellt.

Dieſelbige ſpricht:

Mich mögen alle Pfarrer gern
Und auch die Pfarrfraun inſofern.
(Ein edler Geiſtlicher aus der Schweiz —
Er iſt leider tot ſchon längſt bereits —
War dergeſtalt in mich charmirt,
Daß er mich nicht nur im Wappen führt',
Nein, ſelbſt ſeinen Namen durch mich ziert'.)
Drum ſoll dies alterprobte Eiſen
Zur allerbeſten Pfarrfrau reiſen.

Braucht's g'ſund bis zu den ſpätſten Tagen!
Dies Speislein wird immerfort behagen.
Für diesmal zwar bin ich von Pergament,
Aber ein andermal ganz excellent
Und für die allerſprödſten Magen;
Ja, wenn ihr auch nur „noch einen einzigen Zahn"
Mit einander habt, du und dein Mann,
Ihr werdet ihn nicht an mir ausbeißen
Und die unſchätzbare Erfindung preiſen.

Die weiteren, verſchiedenen Perſonen gewidmeten Gedichte bedürfen keiner beſonderen Erklärung.

Seinem Mährlen

zum 14. September 1855.

Mit einem Kupferſtich, der den Uracher Waſſerfall darſtellt.

Von ehrlicher Philiſterhand
Gekritzelt vor bald hundert Jahren,
Ein Waſſerfall, mein Freund, uns beiden wohl bekannt.
Wie manchmal ſtanden wir davor,
An ihm berauſchend Aug' und Ohr,
Da wir noch andre Burſche waren! —
Laß ihn in Sprüngen keck ſein Jugendziel erreichen,
Gemächlich dann im Thal nach einer Mühle ſchleichen:
Dort oben, wo in Abendwonne
Noch glühet die Septemberſonne,
Und wo der Hirſch erfriſcht und wärmt ſein braunes Fell,
Quillt unerſchöpft der alte Jugendquell.

Für Marie Hügel.

Mit einer holzgeſchnitzten Figur als Nadelbüchschen.

Vergib die Anmaßung dem jungen Herrn!
Er wollte eben gar zu gern
Zum ſechsten dir ſich präſentiren.
Er that ſein Beſtes, ſich zu ſchnüren,
Zu wichſen und zu parfümiren,
Und war mir ſelber rührend inſofern.

„Iſt's ein Student?" fragſt du. — Ich weiß es nicht. –
„Ein Schneider?" —
Auf jeden Fall gefällt er ſich nicht ſchlecht,
Und wär' er auch der ärgſte Bärenhäuter,
Zum Nadelhüter iſt er eben recht.

An Karl Künzel in Heilbronn.

Mit einer Sammlung Facſimiles, Handſchriften lebender Dichter.

Ein ganzes Heft Autographa!
Poeten von verſchiedner Sorte,
Darunter mancher denkt, die ſchöne Ehrenpforte
Sei eigentlich bloß ſeinetwegen da.
Nur einer greift an ſeinen grauen Scheitel
Und ſeufzt: „Es iſt doch alles eitel
Mit der geprieſenen Poeterei!"
Indes ſoviel ſei ihm zum Ruhme gut geſchrieben,
Daß ihn ein Dutzend wackre Freunde lieben,
Und daß Karl Künzel nicht der letzte iſt dabei.

Zum 5. Februar 1863.

Mit L. Richters „Vater Unſer."

Jenes Gebet, das, Erd' und Himmel umfaſſend, der Meiſter
Uns für jeglichen Tag ſelbſt auf die Lippen gelegt,
Nimm es, von Künſtlers Hand in alle Geſtalten des Lebens
Uebergetragen, zum Gruß heute, o glückliches Paar!

Schlicht, treuherzig iſt alles; vertraut ſelbſt lächelt ein Dörflein
Faſt wie jenes mich an, das euch als Heimat empfängt.
Freud' und Leid, Entzücken und Angſt auf wenigen Blättern
Wechſelnd! Ach, öfter zugleich ſtreitet ſich beides in uns.
Aber zu tragen, was unerträglich dem einzelnen deuchte,
Fügtet ihr Hand in Hand, mutig für's Leben geſellt. —
Zieht mit Gott! Noch wintert's im Thal und auf eurem Gefilde,
Doch bald blühet das Hag, grünet das Wieschen um's Haus.
Und nun ſag' ich nicht mehr; was dort euch erwartet, ihr habt es
Lieblicher ſelbſt euch geſagt. Alſo nur dies noch zuletzt:
Wenn euch einmal Sonntags zwei Roſen pflückende Mädchen
Sollten begegnen und ſie reichen Marien den Strauß,
Richters leibhaftige Töchter, von dreizehn Jahren und ſechzehn,
Grüßt ſie gütig! Ein Freund ſchickt ſie; ihr kennet ihn wohl.

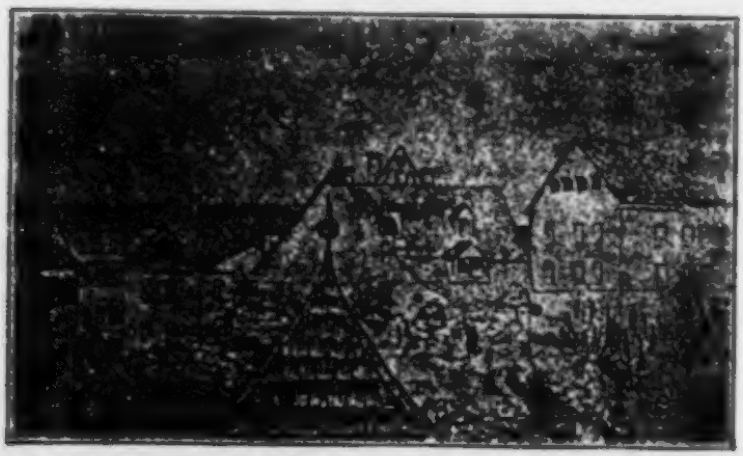
Mit Stradivaris Bild.

(Der Künſtler iſt in ſeiner Werkſtatt vorgeſtellt, eine Geige vor ſich hinhaltend, über deren Bau er tief nachdenkt.)

Der Zauberton, den einſt mit ſchöpfriſchem Verſtand
Herr Stradivarius in dürres Holz gebannt,
Wer lockt ihn uns heraus? wer macht ihn ſich geneigt,
Daß er gleich einem Geiſt aus ſeiner Tiefe ſteigt,

Mit tauſend Strahlen bald in alle Lüfte ſchießet,
Bald ſich, wie ſchmelzend Gold, im breiten Strom ergießet,
Zu grauſend ſüßer Luſt uns rührt und ſchreckt und neckt,
Ja, dort im lichten Blau der Engel Chöre weckt? —
Gebt acht, wie ſich der Schalk ſo blöd und albern ſtellt,
Beſchwört ein Meiſter ihn, der ihm nicht ganz gefällt!
Nun aber — Keller kommt, und auf den erſten Strich,
Der ſeinen Mann ihm zeigt, alsbald ergibt er ſich. —
Und ſollt' er je einmal ſelbſt ihm nicht gleich pariren,
Verdroß ihn dies und das, verſtimmt ihn das und dies;
Kann ihn kein Joſef und kein Amadeus rühren,
So ruft Paulinen nur! und er erſcheint gewiß.

Zum Verſtändnis ſei noch beigefügt, daß der Stuttgarter Hofmuſikus Keller, ein trefflicher Violinſpieler, und eine Dame, die den Rufnamen Pauline trug, zuſammen zu muſiziren pflegten.



Mörikes und Möriks Wohnung zu Stuttgart (Hospitalſtraße 36) in den fünfziger Jahren.

Einer kranken Freundin

mit einem dünnen Strauß, worin einige Schlafäpfel, die nach einem alten Glauben gegen Schlafloſigkeit dienen ſollen, ſich befinden.

Der Sommer hört ſchon auf zu blühn,
Des Herbſtes Früchte ſind noch grün;
Was läge zwiſchen beiden,
Dein Auge dran zu weiden? —
Schlaf iſt wohl eine milde Koſt,
Schlafäpfelchen ein ſchlechter Troſt.
Doch leg ſie immer unter's Kiſſen!
Es frommt ſchon öfter, nur zu wiſſen,
Daß jemand iſt
Zu dieſer Friſt,
Der gern uns von dem Seinen gönnte,
Das er zwar ſelber brauchen könnte.

Mit ein paar armen Blümchen.

Der neue Frühling wollte gern ſich dir
Vorläufig nur durch irgend was empfehlen
Und hieß mich denn indeſſen mit Manier
Im Park für dich dies ſchlichte Sträußchen ſtehlen

Ich rief ihm zu: „Freund, Er hat höchſte Friſt,
Mit Blumen ſich zu ſputen und zu regen,
Denn eh' Er nur erſt recht im Blühen iſt,
Tritt ſie ihm ſchon mit ſchöner Frucht entgegen."

Zum 17. Mai 1864.

An ſolchen Tagen, ſagt man, ſei es Pflicht,
Sich ſelber einen Spiegel vorzuhalten:
Ich bring' ihn dir, verſchmäh dies Blümchen nicht!
Es ſoll dir deinen eignen Wert entfalten.

Es iſt der duftigen Reſeda Blüte,
Ein Bild der Menſchenfreundlichkeit,
Die, anſpruchslos, voll innrer Herzensgüte,
Den Wohlgeruch der thät'gen Liebe ſtreut.

Bei der Rückkehr ſeiner Mutter von einer kleinen Reiſe hatte Mörike einſt zum Willkommgruß einen Roſenſtock von ſolcher Ueppigkeit in Bereitſchaft, daß keiner der vorhandenen irdenen Blumentöpfe Raum für ihn bot. Raſch entſchloſſen beraubte er die Küche eines alten Geſchirrs von Blech, das zu dem ungewöhnlichen Zweck hergerichtet und mit Moos verziert wurde; letzteres

wollte ſich jedoch nicht befeſtigen laſſen, da es in dem einzigen Cleverſulzbacher Laden, bei „der Salzerin“, an Leim gebrach. Ein paar launige Verſe mit einer kleinen Zeichnung erhöhten den Wert der originellen Gabe.

Der alte Haſ — Dank ſei es ſeinen Reizen! —
Er machte ziemlichen Effekt;
Der edle Haſ, geflickt, von Ruß bedeckt,
Er darf ſich jetzt mit ſeiner Roſe ſpreizen,
Vom Herrn Vikar in Möſig wohl verſteckt;
Ja, ſeine Schande bliebe ganz geheim,
Doch ach! die Salzerin hat keinen Leim.

Sträuße und Blumen ſind überhaupt zahlreich unter Mörikes Spenden vertreten. Kann man ſich dieſen Dichter anders denn als Blumenfreund vorſtellen? Denn als Freund der Natur überhaupt? Er hat ihre unvergängliche Schönheit bei allem Wechſel, dem ſie unterworfen iſt, tief empfunden, er hat ſie im hellen Glanz des blauenden Himmels und der ſtrahlenden Sonne wie im düſteren Aufruhr tobender Wetter gleichermaßen geliebt und bewundert. Ueber Feld zu ziehen und das Werden und Wachſen auf den Fluren zu ſchauen, war ihm zeitlebens ein feſttägliches Vergnügen. Oder welche Luſt für ihn, im Garten, im Wald zu liegen und vor ſich hinzuträumen! Viele ſeiner herrlichſten Lieder ſind im Freien ausgeſchlüpft.

Die Gedichtſammlung Mörikes gibt über ſeinen vertrauten Umgang mit der Natur im allgemeinen und über ſeine zarten Beziehungen zur Pflanzenwelt im beſonderen genügenden Aufſchluß. Wie ſchön hat er zum Beiſpiel die Chriſtblume beſungen! Ein paar Verſe auf eine andere Pflanze können ſich daneben hören laſſen.

Corona Chriſti

(bekannte Kletterart).

Der Mutter eigen und dem Sohne
Lehnſt du den Glanz der Farben ab,
Du ſchmückſt dich mit der Dornenkrone,
Die des Erlöſers Haupt umgab,

Du blühest dem verborgnen Leide,
Verkannter Liebe, heil'gem Schmerz
Und bist die schönste Augenweide
Für ein getreues, frommes Herz.

Artig genug ist auch nachstehende Zwiesprache:

Auf dem Spaziergang.

Sie. Vierfach Kleeblatt! seltner Fund!
Glückspfand! holde Feengabe!
Vielgesegnet sei der Grund,
Wo ich dich gepflücket habe!

Er. Von dem Felde aus dem Klee
Will ich mir kein Pfand erwarten,
Gibst du mir, du süße Fee,
Eins aus deinem Rosengarten.

Und wie unser Dichter sich der lebenden Blumen erfreute, so liebte er es, mit getrockneten sinniges Spiel zu treiben. Oft legte er solche, Rosenblätter zumal, in Briefe an teure Personen und nahm ähnliche Gaben als liebe Erinnerungszeichen nicht minder gern in Empfang.

Am meisten begehrt mochten unter Mörikes Freunden Gegenstände sein, die von seiner eigenen Hand herrührten. Er vertrieb sich mit Versuchen in allerlei

Handarbeiten, wozu er auffallendes Geſchick hatte, manche Stunde. Es war ſchon davon die Rede, wie er einmal in Cleverſulzbach das Lichtergießen erprobte. Ein andermal beſſerte er als Geburtstagsgeſchenk für ſein Patenkind, Hartlaubs früh verſtorbenes Söhnchen, einen Kinderſäbel ſelbſt aus, den er vor langen Jahren in Ludwigsburg als Knabe zum Spielzeug gehabt hatte. (Gedichte S. 235.) Nachdem er auf dem Cleverſulzbacher Friedhof die vergeſſene Ruheſtätte der Frau Majorin Schiller aufgefunden hatte, bezeichnete er ſie durch ein ſteinernes Kreuz und grub in dieſes eigenhändig die zwei einfachen Worte ein: „Schillers Mutter." Die Lettern gerieten ihm, wie er ſich ſeinem Freund Hermann Kurz gegenüber rühmt, ſo glücklich, „daß jeder Steinmetz mit Vergnügen ſich zu dieſer Arbeit bekennen würde." Solcher Beiſpiele ſeiner Freude am Handwerk ließen ſich noch viele anführen. Am auffälligſten hing er dieſer Neigung in Lorch nach. Während ſeines dortigen Aufenthalts zu Ende der ſechziger und Anfang der ſiebenziger Jahre gab er ſich einem Hafner in die Lehre und ſtellte, die erworbene Kunſtfertigkeit praktiſch verwertend, Blumentöpfe und andere Geſchirre einfachſter Art, meiſt aus braunrot glaſirtem Ton, her. Dieſe Gefäſſe wurden mit ſinnreichen Sprüchen verziert und beſonders lieben Freunden verehrt.

Inſchriften auf Blumenvaſen.

I.

Ich bin ein ſchlecht Gefäß auf Erden;
Was hätt' ich Beſſers können werden?
Ich bin kein ſeltſamer Kriſtall,
Wie jener Becher von Edenhall;
Drum, ſollt' ich heut in Scherben gehn,
Dein Glück wird immer fortbeſtehn.

II.

So alt ich bin, ſo bin ich doch
Der Kunſt noch nicht gar abgeſtorben;
Was ich als Dichter nicht erworben,
Verdien' ich mir als Hafner noch.

III.

Wie mag ich armer Topf aus Erden
Am Hochzeittiſch empfangen werden? —
Doch, Freunde, lacht, ſoviel ihr wollt!
Ihr werdet Wunder noch erfahren:
Denn wißt! von heut in fünfzig Jahren
Verwandl' ich mich in pures Gold.

IV.

So heiß, wie dieſer Topf im Ofen hat gegloſtet,
Iſt meine Lieb' zu dir, die nun und nimmer roſtet.

V.

Nimm hier mit Gunſt
Die arme Kunſt,
Womit wir dich begaben!
Mein Griffel hat bei manchem Strich
Die treuſten Wünſche ſtill für dich,
Darunter einen auch für uns mit eingegraben.

Inſchrift

auf ein Geſchirr für Pauline Hibſchenberger.

Schüſſelchen, wie lang du lebſt,
Macht mir heut ſchon Sorgen,
Hältſt du nicht mein Leben lang,
Halte doch bis morgen!

Inſchrift

auf zwei gleiche Trinkſchalen für Marie und Fanny.

Eine nicht minder willkommene Gabe war ohne Zweifel irgend eines der Werke Mörikes mit beſonderer poetiſcher Widmung.

An J. G. Fiſcher zum Gruß.

Stuttgart im Mai 1867.

Mit der vierten Auflage der Gedichte.

— — — — Es kümmert der Haufen uns wenig,
Doch vom kundigen Mann und freundlichen Liebesgenoſſen
Iſt willkommen der Tadel, und mehr noch iſt es der Beifall.

Sind dieſe Verſe an einen Sänger gerichtet, der mit dem älteren Meiſter nach dem Lorbeer des Lyrikers geſtrebt hat, ſo gelten die folgenden einem befreundeten Komponiſten, der manches Lied des Dichters dieſem zum Dank in Muſik geſetzt hat.

An Otto Scherzer in Tübingen.

Mit meinen Gedichten.

Nur wenn der treffliche Meiſter uns legt auf die Lippen des Mädchens,
Leben wir Lieder erſt auf, uns ſelber zum Wunder und andern.

In ein ebenfalls für einen Muſiker beſtimmtes Exemplar ſeiner Novelle „Mozart auf der Reiſe nach

Prag", die ſeinen Freunden Hetſch und Kauffmann, den Liederkomponiſten, gewidmet war, ſchrieb Mörike:

Den alten Meiſter würdig zu geleiten
Am Tag, den uns ein Gott heraufbeſchwor,
Umgebe ihn von allen Seiten
Ein auserleſ'ner Sängerchor!
Heut für mein leichtes Schiffchen, das ihn führt,
Sind zwei beinah' ſchon mehr, als ſich gebührt,
Sonſt wär' ich edler Namen wegen
Aus Schwaben wahrlich nicht verlegen.

Die „Vier Erzählungen" ſandte unſer Dichter 1856 an Frau Grunert, die Gattin des gefeierten Stuttgarter Schauſpielers, in deſſen Haus ein fröhliches Familienereignis nahe bevorſtand, mit den beiden reizenden Strophen:

Alles Ding hat ſeine Zeit:
Märchen und Geſchichten,
Die ein armer Dichter heut,
Taugen jetzt mit nichten.

Faſt ſchäm' ich der Ware mich
In dem Haus, wo eben
Nun das ſchönſte Märchen ſich
Wirklich will begeben.

Der ſchon erwähnte Herr Künzel, der Mörike ein gekauftes Exemplar der Gedichte zum Einzeichnen brachte, wurde mit einer nicht minder hübſchen Widmung bedacht.

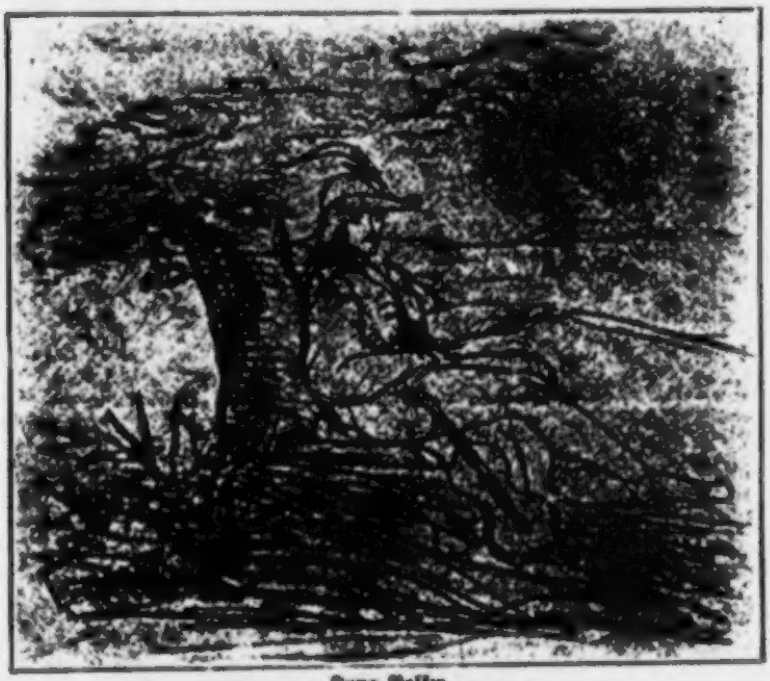
Auf die Reiſe.

Was mein reiſender Freund demnächſt im geprieſenen Süden
Mit luſttrunkenem Blick Schönes und Herrliches ſchaut,
Wär' es zur Hälfte auch nur, o Büchlein, zwiſchen die ſchlichten
Blätter zu ſammeln in dir, beſſer wohl ſtänd' es um uns.
Aber ſo kommſt du zurück, wie du gehſt, und glücklich genug noch,
Wenn du die Reiſe nicht gar müßig im Koffer verſchläfſt!

Schließlich war ſchon ein Gedicht von Mörikes Hand ohne weitere Spende ein viel begehrter Gegenſtand. Fremde Autographenſammler mußten zwar mit bekannten Stücken vorlieb nehmen, etwa mit dem Spruch:

Mein Wappen iſt nicht adelig,
Mein Leben nicht untadelig,
Und was da wert ſei mein Gedicht,
Fürwahr das weiß ich ſelber nicht.

Wer ſich dagegen mehr als oberflächlicher Beziehungen zu Mörike rühmen durfte, der konnte ſicher ſein, ein eigens für ihn gefertigtes Gedichtchen davonzutragen, wenn er ſich nur das Warten nicht verdrießen ließ. Ein von dem Dichter beſchriebenes Blatt war meiſt



Jung Volker.

ſchon an ſich ein kleines Kunſtwerk in ſeiner Art. Er pflegte Zeit und Sorgfalt auf ſolche Arbeit zu verwenden und war wohl bewandert in der Schönſchreibekunſt. Er liebte es, allerhand merkwürdige Schriftarten anzuwenden. So teilte er die reizende, an Konſtanze Hartlaub gerichtete Idylle „Ländliche Kurzweil“ (Ge-

dichte S. 208) dieſer in den Weihnachtstagen 1841 auf einem feſtlich ausgeſtatteten Bogen mit „lettres à la graine de pavot“ mit. Bunte Tinten, zierliche Randeinfaſſungen waren weitere Mittel, deren er ſich zum Ausſchmuck ſeiner Albumblätter gern bediente. Häufig gab er kleine Zeichnungen bei, von vorwiegend humoriſtiſchem Gepräge, Zeichnungen, wie ſie ja die Leſer dieſes Buchs bereits kennen gelernt haben. Auch auf dieſem Gebiet erfreute er ſich eines ausgeſprochenen Talents und hätte — nach dem Urteil von Sachverſtändigen — bei methodiſcher Ausbildung etwas Bedeutendes und Beſonderes geleiſtet. Oder ſtellte er eine Linie Noten voran, durch die eine zu den Verſen paſſende Melodie angegeben wurde. Einem nie verſiegenden Quell glich ſeine Erfindungsgabe. Bald wurde ein Gedichtchen auf ein Ei geſchrieben, bald in Holz eingekritzelt. Eine beſonders hübſche Idee liegt dem Spiegelgedicht zu Grund. Auf zierlich bemaltem und fein ausgeſtattetem Kartonpapier ließ Mörike einſt Verſe verkehrt drucken, ſo daß ſie nur im Spiegel geleſen werden konnten. Das niedliche Kunſtwerk war im Buchhandel zu haben. Der Text lautet:

Ein artig Lob — du wirſt es nicht verwehren,
Obwohl gewohnt, es jeden Tag zu hören;
Gern möcht' ich denn das platte „du biſt ſchön“
In lauter feinen Wendungen geſtehn;

Doch wenn es mir an Worten nun gebricht,
Verſchmäh' ich auch ein liſtig Mittel nicht:
Ich weiß mit wunderſamer Schrift zu necken
Und meine Meinung zierlich zu verſtecken.
Damit ich aber gleich die Ungeduld verſöhne,
Führ' ich mit meinem Blatt vor's Spiegelglas die Schöne,
Und was kein Schmeichler ungeſtraft gewagt,
Ihr eigen Bild hat es ihr nun geſagt.

Gern verſchenkte unſer Dichter auch an Freunde ein ausgeſchnittenes Röslein, das ihm die ſchon erwähnte Frau Walther zu verfertigen pflegte; er hielt dieſe Verſe dazu in Bereitſchaft:

Ich hatt' ein Röslein wunderzart
Auf dieſen Tag für dich geſpart,
Allein es welkte vor der Zeit,
Ihm ſelbſt wie mir zu großem Leid.
Es welkt' und ſtarb. — Vielleicht jedoch,
Sein bittres Los ihm zu verſüßen,
Vergönnſt du ſeinem Schatten noch,
An deinem Feſte dich zu grüßen.

Die Gedichtſammlung enthält eine ſtattliche Anzahl herrlicher Stammbuchblätter für die verſchiedenſten Perſonen. Manches bis jetzt noch unbekannt gebliebene Stück ſtellt ſich dieſen würdig an die Seite; ſo namentlich das folgende:

Drei kunſtverwandten Damen.

(An Fernande, Gräfin von Pappenheim, in das Kernerische Haus nach Weinsberg geſendet.)

Den 27. Mai 1840.

Draußen in der grünen Wildnis
Zwiſchen Brombeerblüten lag ich
Lange mit geſchloſſnen Augen;
Und die müß'gen Sinne ſpannen,
Spannen ſchon ganz ſachte, ſachte
Jene trüglichen Geſpinnſte,
Die zu Schlaf und Traum uns locken,
Die ſich für Gedanken geben,
Recht vernünftige Gedanken,
Die wie Gold und Purpur ſchimmern,
Wie Smaragde und Rubine,
Dann zuletzt in nichts verfließen.

Hör' ich nicht in meiner Nähe
Lieblich eine Quelle klingen?
War doch ſonſt hier, daß ich wüßte,
Nie ein Quell um jene Felſen.

Zauberhafte, ſüße Töne!
Kreiſen jetzt um dieſe Wipfel,
Scheinen jetzt in weiter Ferne.
Rührt vielleicht die Fee im Berge
Ihr kriſtallnes Glockenſpiel?

Sprach zu mir der Wind: „Mit nichten,
Lieber! Nachtigallen ſind es,
Fremde, die du nie gehöret.
Nur drei Tage und drei Nächte
Singen ſie im Thale drüben,
Wo der wunderſame Dichter
Wohnet, jener vielgeliebte.
Horch! ſie grüßen dich, ſie rufen
Deinen Namen.“ — Und ich horchte;
Mächtig klopfte mir das Herz.

Schnell nahm ich den Wind zum Boten,
Alles Liebe, alles Gute
An die Freundinnen zu bringen,
Tauſend Dinge ſagt' ich ihm.
Unter andrem ſollt' er melden,
Daß ich eine Laube hätte,
Herrlich, hoch und weit genug,
Viele Gäſte aufzunehmen,
Wo Jasmin- und Geißblattdüfte,
We, wann nun zu Nacht die Laube
Ihre myſtiſchen Geflechte

Kerzenhell, die ſeidnen Blätter,
Ueber unſrem lauten Tiſche
Wider Willen muß verbreiten,
Fliehen, huſch! die Spukgeſtalten,
Die, vom Kirchhof dort herüber
Zaun und Hecke leicht durchſchlüpfend,
Bald wie dicke Schattenwulſte,
Bald in langen Schneegewanden
(Nach Belieben jenes Zaubrers),
Auf des Nachbars Kunzen Wieſe
Unter ſchwarzen Bäumen lauſchen,
Huſch und huſch, auf Kling und Klang!

Dies, im Fall der nächſte Frühling
Jene holden Sängerinnen
Wiederum nach Schwaben brächte. —
Hat er's doch fein ausgerichtet?
Hat man ihn doch wohl verſtanden?

Auch Emma von Niendorf, die herzensgute und nicht unbegabte, aber etwas überſpannte Schriftſtellerin, die jedes für ſie erreichbare Dichterhaus mit ihren Beſuchen beglückte, trug von Mörike ſchöne Beute davon.

An Emma von Hiendorf.

Blauen See und wilde Thäler
Zeichneſt du mit raſcher Hand,
Alter Schöpfung Rätſelmäler,
Schneegebirg' und Felſenwand.

Was dir Herrliches begegnet,
Wird erſt dein durch ſchöne Kunſt,
So befreit und neu geſegnet
Trägſt du kühn die ſeltne Gunſt.

Fahre fort, dein Glück zu ſchildern!
Alle Neune lächeln zu;
Aber zwiſchen all den Bildern
Sieh! das lieblichſte bleibſt du.

So lange Mörike in der Kochergegend lebte, ſtand er in regem Verkehr mit einem Vetter, dem Apotheker Doktor Mörike in Neuenſtadt an der Linde, und deſſen Frau Marie, an deren ſchönem Geſang der muſikliebende Dichter ſich oftmals erquickte. Er hatte ihr einen Beitrag für ihr Album verheißen, hatte aber lange verſäumt, die gute Abſicht in eine That umzuſetzen. Wie er endlich dazu kam, ſein Verſprechen einzulöſen, darüber berichtet er an Freund Hartlaub in einem Schreiben

vom 8. September 1841: „Vor einigen Tagen ging ich mit Konſtanzens Waldtaſche, worin außer den Sitzdeckeln verſchiedene Skripturen, der Schwäbiſche Merkur, Brot und Obſt gepackt waren, nach Tiſch im wärmſten Sonnenſchein über die Felder, als mir der junge Doktor Mörike nachrief. Er war im Jagdrock mit der Flinte. ‚Es ſieht faſt aus,‘ ſagt' ich, ‚als wollt' ich dir heut in's Gau greifen.‘ — ‚Du haſt's nicht nötig,‘ war die Antwort, ‚ſoeben ſchickt' ich dir einen friſch geſchoſſenen Braten ins Haus.‘ (Der Jägerburſch war mir an den Gärten begegnet, und Joli wollte ihn nicht von der Stelle laſſen.) Nun, dachte ich, ſoll Madame Mörike gleich doppelt ſo ſchön für ihr ‚Album‘ bedient ſein und machte beifolgende Verſe, die nur den verſprochenen Beſuch abwarten.“

In der That wurde Frau Marie von dem Vetter „doppelt ſo ſchön bedient.“ Einmal mit einem wohlbekannten Lied (Gedicht S. 218) und außerdem noch mit einem zweiten, kaum minder anſprechenden Stück:

Auf zwei Sängerinnen.

Zwei Wandrer hab' ich einmal geſehn
Vor einem Städtchen mit einander ſtehn,
Beſchauend ſich das Rieſenwunder
Von einem blühenden Lindenbaum
Und den Wald von Säulen darunter,
Sie trugen die herrlichen Aeſte kaum.

Der eine mit dem Portefeuille ſchien ein Maler,
Ein Dilettant, auf jeden Fall ein Prahler,
Der andre blickt, ein froher Muſikus,
Beſcheiden tief aus dunklen Augen,
Bereit, den gegenwärtigen Genuß
Einer ganzen Welt allſtündlich einzuſaugen.

Nun ſprach der erſte: „Paſſirt allerwegen!
Aber eine, ſo ich in Sachſen ſah —
Glaub mir, Herr Bruder! dieſe da
Iſt doch nur ein hübſcher Urenkel gegen
Meinen Helden von Urgroßpapa.“

So gingen ſie zur Stadt hinein;
In der Straße lag roter Abendſchein.
Noch ſind ſie nicht drei, vier Häuſer weit,
Stehen ſie wieder ſtill alle beid.
Aus einem offnen Fenſter eben,
Ueber den reichſten Blumenflor
Hinweg, hört man Goldglockentöne ſchweben,
Und *eine* Stimme iſt ein Nachtigallenchor,
Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Rot die Roſen leuchten vor.

Der Muſiker horcht ſtaunend, luſtbeklommen. —
Still ward's, da hätt' er alſo ſich vernommen:
„Wie viele Wunder hat dies Städtchen denn?
Vor einem Jahre war es oder wenn,

Daß ich hier einmal durchgekommen,
Da klang dort aus dem Landhaus vor dem Thor
Auf einmal auch der lieblichſte Geſang;
Ich ſtand und lauſchte, ich weiß nicht wie lang.“ —

„Nun, welche denn von beiden Sängerinnen
Iſt's, die zuletzt den Kranz erringt?“ —

„Das frage mich ein andermal!
Was iſt denn herrlicher, der Berg oder das Thal?
Nur ſo viel: die mir heute ſingt,
Wird heute auch den Preis gewinnen.“

In eine chineſiſche Vaſe, die der Dichter in ſpäteren Tagen derſelben Vaſe verehrte, ſchrieb er das Diſtichon:

Gönnt, o ihr Gaſtlichen, mir ein beſcheidenes Plätzchen in jenem
Stillen Gemach, wo der Freund holdem Geſange gelauſcht.

Einem anderen, damals jugendlichen Verwandten Mörikes ſind die nachſtehenden Verſe gewidmet.

In das Stammbuch von Theodor Vatterſam.

Wenn unſer einer ſieht ein junges Leben,
So friſch wie deines und ſo hoffnungsreich,
Beſchleicht uns wohl in Wehmut ſtiller Neid:
Man möchte ſo ein dreißig Jahre gern
Zurück ſich kaufen, ach, um welchen Preis!
Und anders machen, was man ſchief gemacht.

Weil aber jung und weiſe ſein zugleich
Unmöglich iſt, ſo thuſt du wohl, mein Sohn,
Gläubig zu folgen jedem leiſen Wink,
Womit dich fromme Mutterliebe führt
Im Geiſte deſſ', auf deſſen ſtillem Hügel
Ein Kranz der Ehren unvergänglich ruht.

Einmal bemerkte Mörike in dem Album einer Dame, das dieſe ihm zum Einzeichnen gebracht hatte, verſchiedene Tintenflecken. Da er ſich vorzüglich darauf verſtand, ſolche auszumerzen, befreite er das Buch von der Verunreinigung und gewann damit zugleich ein ſinniges Motiv für ſeinen Eintrag:

Ich hab' einen kleinen Kobold im Haus,
Gar fleißig, zierlich, manierlich,
Von einer Reinlichkeit
Faſt bis zur Peinlichkeit.
Aber eins iſt nicht genug an ihm zu preiſen:
Er macht mir Tintenflecken aus.
Papier, Sacktücher, Hemden — was es ſei,
Und wär' es noch ſo ſchlimm beklext,
Er kriegt es rein, das geht wie gehext,
Und zwar thut er es ungeheißen,
Es iſt Inſtinkt, Liebhaberei.

Nun ſah er dies Album von ungefähr
Und fand da gleich an beiden Deckeln
Manches zu mäkeln,
Macht alſo eifrig ſich darüber her,
Und diesmal, glaub' ich, war der Kerl galant,
Er ſchien zu ahnen, was es gelte,
Drum wünſcht' ich ſelbſt, daß man ihn juſt nicht ſchelte.
Zwar weiß ich wohl, ein Klex von lieber Hand
Kann uns ſo teuer ſein, als manche Silhouette,
Wie der Freund Kerner um die Wette,
Expreß dergleichen macht und — unerhört!
Barone, Gräfinnen und Prinzen mit Beehrt.
Allein ich denke immerhin,
Die Dolken hier und dort auf dieſes Tempels Pforte,
Sie waren, wenn ich halbwegs Kenner bin,
Schwerlich von der geweihten Sorte.

Ein hübſches Motto für jede Autographenſammlung bildet das im beſonderen für den Katalog der Sammlung des mit Mörike befreundeten Präzeptors Kolb in Stuttgart verfaßte Diſtichon:

Sei, was er ſchrieb auf das Blatt, auch nur ein Wörtchen, es haftet
Doch vom Leben des Manns immer ein Teilchen daran.

Der Weinsberger Frauenverein, der ſich 1823 auf Juſtinus Kerners Veranlaſſung zur Verſchönerung der altberühmten Weibertreu und im Zuſammenhang damit zu Werken praktiſcher Wohlthätigkeit zuſammengethan hatte, erhielt folgende Widmung:

Die ihr treulich das Gedächtnis
Deutſcher Frauentreue hegt,
Fromm und dankbar das Vermächtnis
Eines edlen Sängers pflegt,
Haltet feſt am guten Werke!
Denn noch ſteht ihr nicht allein. —
Gruß und Segen eurem Berge,
Dem dies Scherflein ſoll gedeihn!

In den Jahren 1851—1866 hat Mörike an der oberſten Klaſſe des Stuttgarter Katharinenſtifts Unterricht in der deutſchen Literaturgeſchichte erteilt. Es

läßt ſich denken, daß ſeine Schülerinnen, die er namentlich durch ſeine Meiſterſchaft in der Kunſt des Vorleſens entzückte, ihrem berühmten Lehrer einen Eintrag in ihre Stammbücher nicht erſparten. Stets zeigte er ſich gefällig, und noch heute werden in vielen Familien

Das Katharinenſtift in Stuttgart. 1851.

ſolche Albumblätter aufbewahrt. Nicht jeder iſt es freilich ſo gut ergangen, daß ſie einen neuen Vers erhalten hat. Manche mußte mit einem bekannten Gedicht Mörikes vorlieb nehmen oder etwa mit einer ſeiner klaſſiſchen Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen oder auch mit einem Stück von einem Dichterkollegen. In letzterem Fall ſchickte er dann und wann wenigſtens als Einleitung ein paar eigene Verſe voraus, wie zum Beiſpiel:

Hab' ich aus dem eignen Garten
Nichts von Früchten aufzuwarten,
Hinter meines Nachbars Hecken
Gibt es, die noch beſſer ſchmecken.

oder:

Mein eigenes Fäßchen läuft heut nicht;
Was ſoll ich mich nun zieren?
Ich will zu einem Herrn Nachbar gehn,
Du kannſt dabei nur profitiren.

Indeſſen iſt die Zahl der Gedichtchen, die beſonders zu jenem Zweck angefertigt worden ſind, nicht unbeträchtlich geweſen. Daß Mörike auch hier von ſeinem Dichtergenius niemals im Stich gelaſſen worden und namentlich der naheliegenden Gefahr, trivial zu werden, ausgewichen iſt, zeigen die nachſtehenden Proben:

I.

Mit hundert Fenſtern ſteht ein ſtattlich' Haus,
Da blüht ein Jugendflor, der wallet ein und aus,
Darin auch du, ein lieber Gaſt,
Gern eine Zeit geſeſſen haſt.
Eins räumet ſeinen Platz dem andern,
Ein ewig Kommen iſt's und Wandern;
Das Haus allein bleibt feſt am Ort. —
Doch, was du trägſt als eigen fort

An Lehre, Sitte, mannigfachem Segen,
Der Freundſchaft erſtes Glück und was dich freuen mögen,
Es bleibt, es wirket allerwegen
Und wuchert dir, ein unerſchöpfter Hort.

II.

Nicht etwa nur die kurze Jugendſtrecke,
So lange ſich dies Büchlein füllen mag,
Es ſchmücke dir dein Leben Tag um Tag
Ein goldnes Wort auf ſeiner Purpurdecke!

III.

Es ſei nun wenig oder ſei es mehr,
Was in dies Büchlein ſtiftet die und der,
Es iſt doch immer wie ein Freundesblick,
Der kehrt dir je und je einmal zurück:
Ein herzlich „Gott zum Gruß!“, wenn es dich freut,
Für alle Tage gelt es dir wie heut!

IV.

Das ſchöne Buch — ei, ſeht einmal! —
Mit Schloß und Schlüſſel, blank von Stahl!
Was haſt du unter dieſen Decken
So gar Geheimes zu verſtecken? —
„So iſt es nicht damit gemeint.“ —
Symboliſch alſo, wie es ſcheint? —
„Für's erſte zeigt dies Schlößchen an,
Nicht jedem ſei hier aufgethan.“ —

Zum Glück komm' ich geladen her,
Ich weiß es zu ſchätzen und danke ſehr. —
„Und zweitens gibt es zu bedenken,
Was eure Feder mir will ſchenken,
Muß, Gold und Perlen gleich von Art,
Auch wert ſein, daß man's wohl verwahrt.“ —
Nun, liebes Kind, von deſſentwegen
Bin ich am wenigſten verlegen,
Denn ſolchen Goldes, weißt du wohl,
Hab' ich ſtets alle Taſchen voll.

(Es folgen einige Strophen von Rückert, der in der letzten Lektion vorgekommen iſt.)

V.

Allzeit kränket es mich, wenn es heißt, dies ſcheidet und jenes
Scheidet vom Haus, und doch kannt' ich mit Namen euch kaum;
Aber ſo fühl' ich mich ſchon in dieſe holde Gemeinſchaft
Eingeſchloſſen, und fern denket, ihr Guten, auch mein.

VI.

Dich, o Freundliche, hat in liebenden Armen die Muſe
Selber gepflegt und dir edel die Seele geformt.
Was du Leides erfuhrſt ſo früh im Leben, wir wiſſen's:
Aber getroſt! dir ſind himmliſche Genien nah.

VII.

Wir ſahn dich im geſchwiſterlichen Reigen
Voll Anmut, Blume unter Blumen, ſchweben,
Im Lächeln blühete die Seele dir,
Ganz eines mit der ſichtbaren Geſtalt,
— Dir unbewußt — herauf aufs Angeſicht:
Unſchuld'ge Freude, dem Beſchauer faſt
So innig fühlbar, wie der Tänzerin!

O, weſſen ganzes Sein und Leben doch
Sich ſo bewegte durch des Jahres Kreis
In holdem Gleichmaß jeglichen Moment,
Sich ſelber ſo zu ſeliger Genüge
Und alle Welt zu leben, zu erbaun!

VIII.

Zwiſchen ſo viel bunten Bildern,
Die dir unſer Schwaben ſchildern,
Unter all den Wohlbekannten,
Die ſich hier zuſammenfanden,
Deine Pfade ſtill zu ſegnen,
Mußt du wohl auch mir begegnen.

IX.

(Gegenüber einem Blatt, auf welchem ſich die Namen vieler Freundinnen in allen möglichen Richtungen geſchrieben befinden.)

Auf dieſes Kreuz und Quer von Namen ſchaueſt du
Wohl künftig manchmal noch mit Freundlichkeit zurücke,
Kaleidoſkopiſch ordnet ſich's im Nu
Zum ſchönen Kranz vor deinem geiſt'gen Blicke,
Und iſt für mich kein Platz darin erſehn,
So laß mich doch daneben ſtehn!

X.

Hier iſt ein prächtiges Käſtchen für Gold und Juwelen eröffnet,
Aber ein Kleinod hat jeder ſogleich nicht zur Hand;
Dennoch wünſch' ich auch mir ein freundlich Gedächtnis geſichert
Und dem Saale, der uns lange ſo glücklich vereint.

XI.

Für Sophie Ernſt.

Iſt es erlaubt, mit Namen zu ſpielen, ſo wünſch' ich dem Ernſt ja
Heiterkeit immer geſellt. Lächelt Sophia nicht auch?

XII.

Freundlich, o Jungfrau, ſeh' ich den Pfad dir in's Leben geebnet;
Wie viel Holdes umgibt, rings wie viel Liebe dich nicht!
Und ein mütterlich Auge, das früh ſich geſchloſſen, es zog dir,
Als ein ſeliges Licht, früh zum Himmel den Blick.

XIII.

Wenn dein munterer Witz an franzöſiſches Blut und dein feurig
Aug' an italiſches mahnt (wie uns die Tante belehrt),
Beides bezaubert uns gleich; nur laß mir den Glauben, dein Herz ſei
Deutſch von Grund aus und mir bleib' es für immer geneigt!

Als das Katharinenſtift im Jahre 1868 die Feier ſeines fünfzigjährigen Beſtehens beging, war zwar Mörike bereits von ſeinem Lehramt zurückgetreten, wirkte aber nichtsdeſtoweniger zum Gelingen des Feſtes mit. Für ein prachtvolles Photographienalbum mit Gruppenbildern ſämtlicher Schülerinnen, das der hohen Protektorin der Anſtalt, der Königin Olga, zugedacht war, dichtete er einen Spruch. Am Morgen des Haupt-

tags (17. Auguſt) wurden dieſe Verſe von einer Schülerin geſprochen, während eine andere gleichzeitig das Buch überreichte:

Mit einer Gabe vor dir zu erſcheinen,
O ſeltne Freude, langerſehntes Glück!
Hier bringen ſie ſich ſelbſt, die Großen und die Kleinen.
Du weißt, was alles ſie damit zu ſagen meinen,
Und gönnſt auch künftighin wohl je und je den Deinen,
Erhabne Pflegerin, noch einen Blick.

Zu den Feſten, die Mörike durch ſeine Dichtkunſt verſchönt hat, gehören auch Hochzeiten und Verlobungen. Ein Hochzeitsgedicht von Eduard Mörike! Fürſtlichkeiten hätten ihn vergeblich darum angehen können, wenn er juſt nicht in der Gebelaune geweſen wäre. Aber für Freunde ſchöpfte er willig aus ſeiner reichen Vorratskammer, und um ſo williger, falls er ſich damit von der Verpflichtung perſönlichen Erſcheinens loskaufen konnte. Denn nur im engeren Kreiſe fühlte er ſich wohl, jede geräuſchvolle Luſtbarkeit haßte er. Und es war nichts als Schelmerei, wenn er bei der Einweihung der Stuttgarter Liederhalle im Jahre 1865 für ſein Wegbleiben Frau und Schweſter verantwortlich machte und die Verſe improviſirte:

Ach, ich käme ja mit Freuden,
Ja, zu kommen wär' mir Pflicht,
Aber ſolche Sprünge leiden
Meine ſanften Drachen nicht.

Paul Zech, Profeſſor am Stuttgarter Polytechnikum, hatte ſich einer poetiſchen Gabe von Mörike zu ſeinem Vermählungstag zu rühmen.

Trinkſpruch

an den Herrn Bräutigam.

Indes dein Geiſt am Firmament ſich ſonnte
Und ſich verlor in der Kometen Lauf,
Ging unverſehns am eignen Horizonte
Ein ſchönres Licht, dir zum Entzücken, auf.
Doch bald machſt du den Himmel ſelber reden
Von deinem Glücke durch ein zweites Heureka:
Paul Zech entdeckt den neunſten der Planeten
Und nennt ihn ſtolz Emilia.

Auf ein anderes Pärchen, das ſich durch beſondere Frömmigkeit auszeichnete (es waren Verwandte des Hartlaubſchen Hauſes), iſt folgender Scherz gemünzt:

Den 30. Januar 1845 abends 7 Uhr.

Wo ſind die neuen Eheleute
Jetzt, da die Nacht ſie überfällt?
In welchem Gaſthof hat wohl heute
Amor für ſie Quartier beſtellt?

Der Schelm! Mit einer Küſtersmiene
Zeigt er ſich dort — wie feierlich!
Er weiß zu gut, wen er bediene;
Doch ſtille lächelt er für ſich:

„Wenn ſie, ſtatt meine holden Weiſen,
Heut Lieder ſingt von Lavater,
So mag das Kindlein Kaspar heißen
Und ich meinthalben Zerrenner!“

Zur Vermählung von D. Fr. Strauß' Tochter dichtete Mörike die Verſe:

Laßt, wie Opferrauch,
Süß im Morgenhauch,
Laßt die Geſänge ſteigen,
Daß unſrem vormiglichen Flehn,
Die droben an der Pforte ſtehn,
Die Wächter hold ihr Ohr herunter neigen!

Höchſte Liebe du,
Sprich ſelbſt dein Ja dazu,
Sprich in ihr Herz dein Amen!
Nimm ſie in deine fromme Hut,
Gib Friede, Freude, guten Mut,
In deine Hände, Herr Herr, zeichne dieſe Namen! —
Genug! Zur Stunde fällt ihr Los,
Es fällt und liegt in Gottes Schoß.

Eine Verlobungsanzeige des befreundeten Stuttgarter Photographen Hermann Kayſer beantwortete Mörike auf folgende Weiſe:

Amor führte das ſchönſte Geſtirn dir herauf an dem Himmel
Heil! Zur Photographie leuchtet nun Phosphorus ſelbſt.

Einem anderen ihm durch Verwandtſchaft nahe ſtehenden Brautpaar (die Verlobte war eine Nichte ſeiner Baſe und Jugendgeliebten Klara Neuffer, nachmaligen Frau Pfarrer Schmid) ſandte der Dichter dieſen Glückwunſch in Diſtichen:

Daß wahrſagende Träume von je mich öfter beſuchen,
Wiſſet ihr wohl, und jetzt höret den neueſten Fall!
Wenn es von Eis mir träumt, da wird in meiner Verwandtſchaft
Irgendwo immer ein Band zärtlicher Liebe geknüpft:

(Seltſam ſpielt ja der Traum manchmal mit den äußerſten Gegen-
ſätzen, er ſpricht und malt aller Symbolik zum Trotz)
Und ſo ſah ich unlängſt anmutig ein Mädchen Gefrornes
Eſſen, mit Lächeln pries ſie die ambroſiſche Koſt.
Gar wohl kannt' ich die Gute, ſogleich auch kannt' ich den jungen
Mann, der gedankenvoll unter den Schmauſenden ſaß. —
Dies einfach, wie es war, erzählt' ich den Meinen am Frühſtück
Und prophezeite ein Paar. Ei, da wie ſchauten ſie auf!
Schöner hätte der Himmel, ſo hieß es, und glücklicher keine
Liebe geſehn. — Alſo harrte man gläubig des Tags,
Der uns die Botſchaft brächte. Sie kam. Mit freudigem Staunen
Ward ſie empfangen, und ſtill ſegnet' ich euer Geſchick.

Allerdings muß der Prophet in einem Brief an Hartlaub vom 7. Mai 1868 zugeben, daß realere Vorgänge, nämlich der Familie der Braut von der des Bräutigams erwieſene Aufmerkſamkeiten, den Grund zu jener entſcheidenden Vorausſage gegeben haben.

Einen hervorſtechenden Zug an Mörikes Gelegenheitsverſen wie an ſeinen ſonſtigen Schöpfungen bildet eine ſtark ausgeprägte Phantaſie. Freilich iſt dies eine Tugend, ohne die man ſich den wahren Poeten überhaupt nicht denken kann. Während jedoch die Phantaſie vieler und keineswegs unbedeutender Dichter beſtimmter Gegenſtände zur Anlehnung bedarf, von denen aus ſie weiter ſchaffen und fort wuchern kann, hat Mörike häufig ſeine Dichtungen rein aus ſich ſelbſt geſchöpft. Die Stoffe zu ſeinen Novellen und Märchen ſo gut wie zu ſeinen Balladen und Idyllen ſind durchaus frei erfunden. Ebenſo wenig als hiſtoriſche Ereigniſſe hat er in ſeinen Werken vorhandene Sagen verwendet, und wer etwa den Quellen zu ſeinem Stuttgarter Hutzelmännlein nachgehen wollte, könnte lange ſuchen: die geſtaltende Phantaſie vertritt ganz die Stelle jener. An hiſtoriſchem Sinn hat es indeſſen Mörike keineswegs gefehlt. Er intereſſirte ſich für die politiſche Geſchichte der Vergangenheit und verfolgte die Tagespolitik mit Aufmerkſamkeit, in bewegten Zeiten mit faſt leidenſchaftlichem Eifer — freilich auf die für ihn einzig mögliche Weiſe: in der Stille ſeiner vier Wände. Mehr noch feſſelten ihn die Erſcheinungsformen der Kulturgeſchichte, mochte es ſich dabei um klaſſiſches Altertum oder deutſche Vorzeit handeln. In der Unterhaltung wie in den Briefen bediente er

ſich mit Vorliebe ſcherzhafter altertümlicher Wendungen. Gern redet er ſeine Freunde mit „Er“ an, datirt nach Feſten von Kirchenheiligen; Hartlaubs Pfarrſitz pflegt er mit Warmbrechtshauſen zu bezeichnen, wie ſein liebes Cleverſulzbach mit Klepperfeld — beides allerdings hiſtoriſch nicht nachweisbare Formen. Daß Mörike trotz ſolcher Neigungen geſchichtliche Stoffe von ſeiner Poeſie völlig ferngehalten hat, hängt wiederum mit der Beſonderheit ſeines Talents zuſammen, die ihm ſelbſt beſſer, als irgend einem anderen, bewußt geweſen iſt. In einem Brief an Johannes Mährlen läßt er ſich darüber folgendermaßen vernehmen: „Immer werde ich mich wohl, ich mag vornehmen, was ich will, auf eigene Erfindung des Stoffs zurückgewieſen ſehen, da von dem Vorhandenen ſelten etwas in meinen Kram taugt und mir bei der willkürlichen Bearbeitung des Hiſtoriſchen von jeher ein difficiles Gewiſſen im Wege war — dummerweiſe, wie ich gern zugebe.“ Es war alſo mehr als Zufall, daß ſein Hohenſtaufendrama Enzio unvollendet geblieben iſt.

Bei Stoffen dagegen, die rein dem Gebiet der Phantaſie entnommen waren, gab es für Mörike keine Rückſichten und Bedenken und darum auch keine Schranken. Phantaſiegeſtalten zu ſchaffen, war ihm ſtets ein angenehmer Zeitvertreib, ja mehr als dies: ein ſüßes Bedürfnis. Er hing dieſer Thätigkeit nach ganz unab-

hängig von künſtleriſchen Zwecken. Man kennt die romantiſchen Liebhabereien, denen er ſich mit wenigen Auserwählten auf der Univerſität wie auch ſchon im Seminar Urach überlaſſen hat. Von früher Jugend auf hatte er es geliebt, ſich in ein verborgenes Gartenhäuschen, eine einſame Waldhütte oder ſonſt einen unauffindbaren Ort zu flüchten, wann er poetiſchen Stimmungen oder auch nur geiſtigen Genüſſen ſich hingeben wollte. In Tübingen traf mit dieſer Neigung die äußere Nötigung zuſammen: das geräuſchvolle und jedermann zugängliche Stift mußte gemieden werden, wenn man ungeſtört ſein wollte. Auf verlaſſenen Waldpfaden, in einem geheimnisvollen Brunnenſtübchen trieben die Freunde ihr Weſen, vor allem aber in einem dem Dekan Preſſel gehörigen Gartenhaus auf dem Oeſterberg, das Wilhelm Waiblinger zeitweiſe bewohnte. In dem bei Tag künſtlich verdunkelten und dann durch Kerzen erhellten Raume laſen ſie gemeinſam den göttlichen Homer, vertieften ſich in Shakeſpeares weltumfaſſendes Genie, ließen die Schöpfungen des einzigen Goethe auf ſich wirken. Und gleichzeitig begann Mörike in reizvollen Verkehr mit Geſchöpfen ſeiner eigenen Phantaſie zu treten. Schon im Jahre 1824 iſt unter den Freunden von Suckelborſt, dem ſicheren Mann, die Rede, deſſen Thaten erſt viele Jahre ſpäter in dem köſtlichen Märchen verewigt worden ſind. 1825 wurde

gemeinſam mit Ludwig Bauer, deſſen Phantaſie am eheſten mit der Mörikes Schritt zu halten vermochte, die Zauberinſel Orplid erſchaffen, als deren Beſchützerin die holde Göttin Weyla gedacht wurde. An einem herrlichen Sommermorgen auf einem Waldſpaziergang begab ſich nach Bauers Schilderung das Wunder. Als ſie eben von dem Fußweg auf die Straße kommen wollten, ſprach Bauer: „Wir ſollten mit Zweigen eine Hütte bauen im Walde, und dies ſollte vorſtellen, wie ſich Leute eine Stadt bauen. Wie möchte ſie doch heißen?“ — „Orplid,“ erwiderte der andere. Und Nachmittags wurde — das Kolleg geſchwänzt, die Geſtalt der Inſel leichthin auf dem Papier entworfen. Allmälich bevölkerte dann die Dichterlaune der beiden Freunde das Eiland mit Weſen aller Art, mit Göttern, Fürſten und Völkern, die teils in friedlichen, teils in kriegeriſchen Beziehungen zu einander ſtanden, erſann dafür eine genaue Topographie, eine ausführliche Mythologie und Geſchichte. Mit dieſen Erfindungen verfolgten die Freunde, wie geſagt, urſprünglich keinerlei künſtleriſche Abſichten, ſie waren ihnen Selbſtzweck und wurden vorderhand nicht ſchriftlich fixirt. Erſt nach dem Abgang von der Hochſchule hat Bauer zwei Dramen aus der Orplidſage „Der heimliche Maluff“ und „Orplids letzte Tage“ gedichtet und Mörike ſelber ſeinem „Maler Nolten“ das Schattenſpiel „Der letzte König von Orplid“ ein-

verleibt, noch später den herrlichen, zur musikalischen Komposition besonders einladenden „Gesang Weylas" zur Reife gedeihen lassen.

Schon in Mörikes Jugendphantastereien kam der Humor zu seinem vollen Recht, und auf Orplid trieben sich neben Göttern, Elfen und Heroen Shakespearesche Rüpel behaglich umher, unter ihnen Wispel, der unverschämte Allerweltsbarbier, der auch in „Maler Nolten" eine Episodenrolle spielt. Gerade auf solche komische Figuren kam Mörike in späteren Jahren noch häufig zurück, sei es nun in Gesprächen mit den alten Freunden oder in Briefen, Musterkärtchen, Hausversen; ja, zu den vorhandenen Gestalten wurden noch neue hinzu erfunden. Da versteckte er sich bald seiner kleinen Freundin Agnes Hartlaub gegenüber hinter einen Sanitätsrat Märtle oder sonstige Masken, bald ließ er das Hutzelmännlein auftreten und der Schwester mit einem launigen Sendschreiben nebst einem Laib Hutzelbrot zum 10. Dezember gratuliren. Dieser letztere Brief, ein kalligraphisches Meisterwerk Mörikes, folgt hier in getreuer Nachbildung.

Hochschätzbarste,
liebwertheste Jungfer Clare!

Es ist Ihr, acht ich wohl, nit wissend, wie daß Ihr guter Freund der Hutzelmann schon seit verwichenem Sommer in Nachbarschaft von Dero Bruder und Frau-Schwägerin, so dermalen zu Lorch domiciliren, seßhaft seye. Ich hab es nemlich auch im Brauch, jeweils den Ort zu wechseln, hab mir da ein guten Unterschlupf im Lisabethenberg gefunden, ein Stüblein und zwo Kammern in die halbverschütten Burggewölb gericht, haus' da mit meiner alten Muhmen Hilke, sinnir, studir, lieg auf der faulen Haut, eben wie der Herr Bruder auch, so viel ich hör. Es kommen oftmals Leut, den Berg zu sehn aus Curiosität (denn Kayser Rothbart sel. Andenkens auf derselben Veste geboren ward, und war der Hohenstaufen Canzley auf ihr; ist mir auch eingedenk aus meiner Jugendzeit, daß ich den schönen Bau, da er noch stund, gesehen hab, mit seiner großen Reitbahn ringsherum, wo jetzt der grasig Umgang ist unterhalb dem Buschwerk auf dem Gipfel). Da hör ich gern verborgenerweis was alls die Leute reden, muthmaßen und erzählen, unrichtigs, närrisch Zeugs von allen Seiten, so unser einer alles besser weiß. Eine sonderliche Freud ist mir aber gewesen ein Besuch vorigen Herbst, den 11ten des Weinmonds, da

Sie liebwerthe Jungfer Clare mit der ganzen Frawl herauf ist kommen, so unverhofft. Ich hab gleich Ihre Stimm erkennt, des Doctors seine, der Frau Gretgen und der Kinder, und war mir nur ein Schmerz, daß ich mich nit durft zeigen, dieweil zwo Dirnen vom Vogelhof mit waren, euch den Pfad hinauf zu weisen und zu helfen. Bi Gott ich wollt ja all', eins um das ander auf mein Buckel aufgehockel haben und hätt es im Heruntergehn nachher das jämmerlich Gerutsch vor Sie mit nichten braucht, das wir, ich und die Mutter, halb lachende mit angesehen. Ihr habt auch die Geschicht vom Hirtenhuben und dem Rittersfräulein den Kindern da erzählt, doch nit so eigentlich als sichs begeben. Ich kenn das Fräulein wol, hab es auch manche Nacht zu Gast bei mir, denn leider es ist wahr daß sie noch heute schweben muß. Ich les ihr als ein schönes Lied aus dem Rothenburger Gesangbüechlein zum Trost, da wird sie im̄er eine Weile licht davon, hält aber nit lang an!

Mein guter Freund der Schuster Hassert zu Lorch hat mir von ohngefähr ohnlängst verrathen, daß auf den zehenten der Jungfer Clare Geburtstag fall (weiß nit woher er's hat), da hab ich mich doch auch mit einem Laiblein bei Ihr einstellen wollen: muß aber

nur gleich sagen, es ist vor diesmal nit mein Selbstgebäck, die Muhme hat's gemacht, und hab ich Sorg, sie hab das Wichtigst dran vergessen, das Würzlein aus Mesubotania, und möcht also der Nachwachs fehlen. Nu, es ist eine Prob! — Und jetzt noch einen Jux. Wie der Doctor vorigs Jahr allein mit der Frau Liebsten da ware (in meinem Absein), schnitte er in eine junge Buchen — er hat's euch ja gewiesen — die zween Buchstaben E. G. hinein, und drunter etwan so ein Wappen oder dergleichen. Jetzt ist, accurat 8 Tag nach euch, auf einen Sonntag auch eine kleine Gesellschaft kommen, Fremde, seyn Preußen gewesen, wie mir daucht, drei hubsche Frauenzimmer und ein junger Mann. Sie hatten all ein wohl geschmiert Mundwerk, schwatzten und sangen viel liebliche Lidder, als zum Exempl: Im Kyffhäuser, im Kyffhäuser, — und: Ich sah den Wald sich färben xx. Das schallet weit umher und hat mir selbst das Herz geregt. Der jung Mann sagt einmal, indem er sich die Gegend so anschaut: Ein schön Land, dieses Schwabenland! wenn wir es nur bald kriechten, und wo möchlich ganz! Glaubt ihr der alte Barbarosse hätte viel dajejen heutzutag? — Die Red, so ich sie anderst recht verstund, wollt mir nit gar gefallen. — Jetzt kommt der

Dämlein eine, die wiſest unter ihnen, von ohngefähr vor die Leuten zu ſtehn, ſchreit auf und ruft die Andern: Ich bitt euch, Kommt hieher! ein Wunder —! — E. G. und eine Leyer — was meint ihr daß das heiße? was anders als Emanuel Geibel? wie wunderbar! haben wir nicht eben von ihm geſprochen, ſein Lied geſungen — und nun zeigt er uns freundlich, gleichſam geiſtreich an, daß er auch ſchon an dieſem Platz geſtanden. Die Andern fielen alsbald auch in ſolchen Jubel ein, und küßten die drei Fräulein nach einander gar den Namen, recht mit Lieb. Da juckt' mich doch ein wenig der Schalk, daß ich ein maler drei vernehmlich huſtet', mitten zwiſchen ihnen. Ums himmelswillen, ruft die eine, was war das? Und die ander: es hat jetzund, ganz hart bei mir an's Ohr —! Der jung Mann lachet, ſein Courage zu zeigen, ſagt: Nun, Geibels Geiſt war's einmal nicht, er hätte ſich doch viel melodiſcher geäußert! — Da kam ich noch einmal und that einen herzhaften Nieſer. Es ſagt' mir aber Niemand proſt, liefen alle davon, rafften flugs ihre Sachen zuſammen und hui den Berg hinab! Nachher fand meine Mutter ein ſchön blau Paruſolgen auf dem Moos vergeſſen liegen, auch ein roth Büchlein, darin ſie eine Weil geleſen (nemmlen's den Plädecker — jetzt les ich als für Kurzweil ſelber drin)

Nun wüßt' ich aber gern, liebwerthe Jungfer Clare, wie es Ihr geht derzeit? Ob der Doctor bis in's Frühjahr bleibt und wir alsdann

die Ehr auf einen Tag von der Familie haben. Ich hoff daß auch die selbig Freundin, wo mein unwürdig Conterfey zusamt dem alten handel mit der Lau so fein hat abgeschallt, mit komm. Sie sey ja, hör ich, auch halbweg von Nixen Art, nicht von der schlimmen zwar, wie ich gern glauben will. Meinen Empfehl an sie zum allerschönsten!

Die Muhme schickt dies blühend Röselein. Es ist nur was verkümmeret aufgangen, weil es in ihrer Kam̃er nit Tagslicht gnug gehabt. Viel Glück!

Ihr

unterthäniger getreuer

Hzlm

Weil ich mein ordinari Pitschaft nit hier hab, brauch ich ein alt Sigill, so wir in dem Gewölb nebst andern raren Sachen funden, die sollen von H. Bruder einmal freuen kann alles haben, so er's will.

Schrieb's d. 9ten des Christm: 1668 am angezeigten Ort, und bitt, daß nit auskomm wo ich sitz.

Mörike beſaß die Fähigkeit, ſich vollkommen in dieſe imaginären Charaktere hinein zu verſetzen und die Fiktion bis in die kleinſten Einzelheiten aufrecht zu erhalten. Bildet doch überhaupt die Deutlichkeit, mit der er die Geſchöpfe ſeiner Dichtungen durch das innere Auge erſchaut und zur Darſtellung gebracht hat, einen der größten Vorzüge ſeiner Kunſt. Es darf hier wohl daran erinnert werden, wie Mörike nicht nur einzelne Phantaſiegeſtalten, ſondern auch Typen, ganze Kategorien von Menſchen erfunden hat. Der Sehrmann und die Sommerweſte ſind aus ſeiner Gedichtſammlung zur Genüge bekannt. Gewiſſe Phyſiognomien faßte er als Vanillegeſichter zuſammen, für gutmütige alte Herren hatte er die Bezeichnung „onkelhaft“ zur Hand, Menſchen, über deren Schlechtigkeit oder Dummheit er ſich ärgerte, fielen unter den Begriff des Bosmanns oder Donnerviehs. Ein Muſikſtück von Haydn pflegte er treffend den „Komplimentenmacher“ zu nennen, „denn es iſt eben, als wenn zwei Herren, der eine mit dem Hut in der Hand, ſich unter der Thüre verabſchieden; ſie können nicht enden und fangen immer wieder von vorne an zu ſchwatzen: die Herren tragen Zöpfchen.“ Wer mit Mörikes Gedichten genauer vertraut iſt, weiß, daß ſich ſeine Phantaſie bis auf die kühnſten und glücklichſten Neubildungen oder Zuſammenſetzungen von Wörtern erſtreckt.

Möriles Neigung, Figuren, namentlich komiſche, zu ſchaffen und ſich ganz in dieſe Charaktere hinein zu träumen, ſteht in engem Zuſammenhang mit ſeinem

Ein hochvermögender Beamter.

Wenn dieſer Mann etwa aus Bequemlichkeit jemanden bloß ein halbes Gehör geben will, ſo beſitzt er die wunderbare Gabe, ein Ohr zum Hören aufzurichten, das andere aber fallen zu laſſen.

mimiſchen Talent. Das muß eine Luſt geweſen ſein, wenn der Dichter zu guter Stunde Haltung und Ton von irgend einem Phantaſiegeſchöpf annahm und zu improviſiren begann! Oder wirkliche Menſchen nach-

ahmte und wohl auch karikirte. Wie gehorchten da die Gesichtszüge seinen Absichten, wie verstand er sich darauf, die verschiedenartigsten Stimmen anzunehmen! Freilich mußte er auch hierzu in der richtigen Laune sein, und wenn dies nicht zutraf, konnten ihn keine Bitten dazu bewegen, eine Gesellschaft durch seine Nachahmungsgabe zu belustigen. Es ist bekannt, daß er auch einmal vor der Oeffentlichkeit eine Probe von seinem Talent abgelegt hat. Ehe er seine Amtsverweserschaft in Pflummern antrat, weilte er einige Zeit bei seinem Bruder Karl in Scheer; von hier aus tragirte er in Mengen, einer wandernden Schauspielertruppe aushelfend, am 4. Februar 1829 den Hofmarschall Kalb in Schillers „Kabale und Liebe." Uebrigens ließ er es bei diesem einen wohlgelungenen Versuch bewenden, und was man davon gefabelt hat, daß er längere Zeit mit einer solchen Komödiantengesellschaft als ein zweiter Wilhelm Meister herumgezogen sei, gehört eben in das Gebiet der Fabel. Auch in der Folge kam es zu keiner Wiederholung dieses lustigen Jugendstreichs. Dagegen ist ihm die Freude an der Schauspielkunst das ganze Leben über geblieben, und während seines Stuttgarter Aufenthalts war der Theaterbesuch jedesmal ein festtägliches Vergnügen für ihn, das er sich freilich nicht zu oft gönnen durfte, weil es seine Nerven stark angriff. Eine Darstellung des „König Lear" durch Karl Grunert setzte ihm ein-

mal ſo gewaltig zu, daß er den ganzen folgenden Tag das Bett hüten mußte, mit dem er übrigens auch ſonſt gute Freundſchaft hielt.

Zu den beliebteſten Erfindungen Mörikes gehörte unter den Freunden der „Profeſſer Sicheré“, der beſonders häufig auch in Briefen aus ſpäterer Zeit auftaucht. Das iſt der Typus eines dreiſten und eingebildeten Halbwiſſers, dem es aber an Schlauheit und Mutterwitz nicht ganz gebricht. Mörike läßt ihn in einer ganz eigentümlichen Sprache mit affektirtem franzöſiſchem Accent reden, und die „profeſſeriſchen Ausdrücke“ wurden zu geflügelten Worten in dem Freundeskreis. Den richtigen Begriff von jenem wunderlichen Heiligen erhält man durch einen Brief Mörikes an Hartlaub, der Mergentheim den 14. September 1837 datirt iſt. Es heißt darin:

„Nun gleich etwas Neues.. Du warſt kaum weg, und ich lag auf dem Bette, ſo klopft es an, und Herr Profeſſor Sicheré tritt herein. Die Freude war natürlich auf beiden Seiten groß. Nachdem er mir mit dem bekannten Blinzeln und jenem Zwinkeln des ganzen Geſichts verſchiedene ganz undenkbare ‚Plänchen zu Suffulcierung ſeiner Pekuniar-Subſiſtenz‘ mit größter Unklarheit in der beliebten deſultoriſchen Manier entwickelt, wies er mir ein Gedicht von nicht ganz einem

Dutzend Verſen und wünſchte, daß ich ihm einen Verleger hier ausfindig mache: dies Markelsheim — es würde gar zu gut auf dem Titelblatt als Druckort lauten, wenn er nicht etwa doch noch vorzöge, Marienthal zu ſetzen. Ich bat ihn, dieſes vorderhand noch dahingeſtellt ſein zu laſſen und wenigſtens auch noch ein Stücker zwölf oder vierzehn Lyriken zu verfaſſen, indem ein einziges doch gar zu dürftig wäre. Er wollte dieſes nicht ſogleich begreifen, jedoch verſprach er's mir zu lieb. Indeſſen bat ich ihn, jenen Erſtling für dich, als einen Hauptkenner, in's Reine zu ſchreiben, was denn auch gleich mit großen Vorbereitungen in Rückſicht auf die Feſtſtellung des Tiſches, Anſchärfung des Gänſerichs, Atramentalmixtur u. ſ. w. geſchah (wobei er fragte, ob ich es rouge oder noir verlange). Hier iſt es denn, das Werk; zu beſſerem Verſtändnis lege ich eine Abſchrift bei. Beim Weggehen bat er mich um zwölf Kreuzer, er wolle in des Adlerwirts Garten ‚Boëm konskribiren', wozu er ſich jedoch durch etwas Hopfenmälzling aufreizen müſſe. Er werde dort die Nacht zubringen. Licht führe er ſtets in der Taſche, ingleichen Papier und dergleichen.

Heut früh nun kommt er wieder und bringt richtig ein Gedicht: An Goethe. Es fängt an:

Du haſt mich keiner Antwort gewürdigt;
Wohl weil mein Geiſt ſich kühn dir ebenbürtigt:

Deshalb, du Sprödling, willſt du mir mißgönnen,
Dich Freund zu nennen?
Hab' ich dir meine „Franſe" nicht gebaichnet?
Die zärtſte Neigung zart dadurch bezeichnet? u. ſ. w.

Allmälich wird er ganz malitiös und höhniſch, macht Goethes Geſamtwerke herunter, beruft ſich auf den Puſtkuchen u. ſ. w., ſpricht von Gemeinheit und Frivolität. Da kommen Stellen vor wie folgende:

Ha! ließeſt du dich ſchmählings von der ſcharfen
Kritik entlarven!

Doch ich darf nicht fortfahren — kurz, unverſchämt, was man nur ſagen kann! Wir ſchieden übrigens als gute Freunde. Heute früh iſt er nach Creglingen, nach welcher Stadt er ſchon ſeit frühſter Jugend eine wahre Sehnſucht hatte, des bloßen Namens wegen. In Cleverſulzbach hofft er deine perſönliche Bekanntſchaft zu machen."

Die dem Profeſſor Sicheré unterſchobene Ballade iſt von Mörike ſelbſt mit Anmerkungen verſehen worden, die den Leſern nicht vorenthalten werden dürfen.

Die Nemeſis oder der Sträfling.

Elegiſche Balladière.

Gedichtet im Kerker.

Stuttgart, den 14. April 1837.

Dédié Herrn Pfarrer Hartlaub in Wermutshauſen bei Markelsheim, Hochwürden.

In des Zwingers Mißgerüchen
Fröſtelnd ſitz' ich da,
Weil man mich der königlichen
Zwiebel dräuen ſah.

Denn ich wähnt', es ſei nicht übel,
Wenn wir unſerm Aquavit*)
Statt gemeiner Zährenzwiebel
Zärtern Schmälzling teilten mit.

Auch mein Kochwerk**) auszubeſſern,
Pröblings wollt' ich's thun;
Dieſen Wiſſenszweig zu größern,
Kann mein Geiſt nicht ruhn.

---

*) Aquavit: Euphemism pour: Waſſerſuppe.

**) Kochwerk: mein Buch über die Kochkunſt, welches mein Bruder unter dem Titel „le Gourmand" zu rucken bangefangen hat.

Und ich ſchlich zum Herrſchergarten,
Wo der Silberſtölzling*) ſchwimmt,
Wo die Afrikanen**) ſchnarrten
Und die Tulpe flimmt.

„Ihre Knolle auszuwarten,
Hilf, o Kypris***), mir!
Niemand wird mir dies verargen,
Niemand lauſchet hier.“

Und ſchon bohrt' ich auf die Neige,
Und ſchon gab ſie nach,
Als aus nahem Luſtgezweige
Still ein Bosmann brach.

Und ich trat mit meinem Zwecke
Floskelnhaft hervor,
Doch der goldbortirte Recke†)
Widmet mir kein Ohr.

Wie notwendig Junge brechen
Aus dem Hühnerei,
So folgt jeglichem Verbrechen
Stets die Polizei. —

*) Silberſtölzling: der Schwan.

**) Afrikanen: eine Art ausländiſcher Enten, ſehr ſchön, aber von häßlicher Stimme.

***) Kypris oder Ypris: Göttin der Botanique.

†) Recke: altdeutſch, ſoviel als Portier.

In des Zwingers Mißgerüchen
Fröſtelnd ſitz' ich da,
Weil man mich der königlichen
Zwiebel dräuen ſah.

Prof. Richert.

Ein nicht minder glänzendes Zeugnis für Mörikes Phantaſie bildet ein Stück ganz anderer Art, das an Guſtav Schwab gerichtet iſt. Die zu Grund liegende Idee iſt hier wahrhaft poetiſch, und wäre die Ausführung, die lediglich einer augenblicklichen Gelegenheit dient, weniger flüchtig, ſo könnte das Ganze eine Perle der Gedichtſammlung ſein.

Entſchuldigung an Guſtav Schwab.

(Derſelbe hatte mir die friſch gedruckten Bogen ſeiner Gedichte [1828] auf einige Stunden mit nach Hauſe gegeben; die Zurückſendung verzögerte ſich bis zum folgenden Morgen.)

„O bleibet noch, o wartet noch!
Das laß ich euch nicht gelten." —
„Es iſt nun ſchier halb fünfe doch;
Der Vater wird uns ſchelten."

Ich habe ſie auf meinem Schoß
All nach der Reih' genommen,
Geherzt aufs neue Klein und Groß,
Die muntern wie die frommen. —

„Wir haben Langeweil bei dir,"
Fing eines an zu greinen,
„Haſt du nicht unſersgleichen hier?
Wo ſind denn deine Kleinen?" —

„Ach, Kinderchen, die ſchlafen noch
Hieneben in der Kammer." —
Sie guckten durch das Schlüſſelloch,
Sie ſchlugen an die Klammer.

Und drinnen rührte ſich's zumal
Mit wunderbarem Stöhnen;
Leiſe begann Gemach und Saal
Nun von Muſik zu tönen.

Man unterſchied im Zauberſang
Die deinen und die meinen;
Sie ſchienen, wie die Thüre ſprang,
Sich lieblich zu vereinen.

Die meinen aber hatten gar
Noch ſcheue, fremde Mienen,
Sie ſtanden, deiner Knabenſchar
Beſcheidentlich zu dienen.

Der Saal ſich dehnt, ſich dehnet ſacht,
Die Wände grünen in Ranken;
Im Hauch der warmen Sommernacht
Zarte Geſträuche ſchwanken.

Ich, wartend, was da kommen mag,
Verwundert aus der Maßen,
Auf meinem alten Sofa lag
Mitten auf einem Raſen.

Mein Lämpchen auf dem Tiſch erliſcht;
Dort funkeln andre Flammen:
Die Kinder ſchleppen rings um mich
Ihr Spielzeug all zuſammen.

Der eine Purzelbäume ſchlägt,
Die andern ordnen Tänze,
Einen Arm voll Waffen jener trägt,
Die Mädchen flechten Kränze.

Nackt in zween Häuflein ſtürmen her
Die Trotzigen, die Dreiſten,
Sie treffen ſich mit Schwert und Speer
Und mit geballten Fäuſten.

Ein Teil mit Fackeln aber, ſieh!
Hoch auf der Pappeln Gipfel!
Gegen einander ſchwenken ſie
Mutwillig die alten Wipfel.

Dann in der Wolken Luftrevier
Mit Einem Sprung ſie ſetzen,
Auf Panthern, Luft- und Seegetier
Reitend ſich zu ergötzen.

Von unten Beifallruf, Geſang,
Ein Lärm, nicht zu beſchreiben;
Sie ſchienen Mond- und Sternenſchwang
Froh vor ſich her zu treiben.

Sie reiten, ſie ſchleudern ihr feurig Gerät
Auf ſchwarze Wolkenrieſen,
Auf die Burg, die ſchwimmt, auf ein Schiff, das geht,
Mit goldenen Greifenfüßen.

Schon aus den Zinnen, ſchon um den Bord
Blau züngelt es hin und wieder;
Im Schloß der König träumet Mord,
Er murret, er hebt die Glieder.

Er tritt heraus und ſieht mit Schreck
Die Burg, die Schiffe brennen;
Er ruft die Wächter, die flohn hinweg. —
Auch die Kinder, ſie laufen und rennen.

Zum Wald! an den Stämmen herab im Nu,
Als käm' er, ſie zu freſſen,
Und ſchnaufen aus in guter Ruh,
Und alles iſt vergeſſen. —

„O bleibet noch, o wartet noch!
Wir ſchmauſen erſt, ihr Knaben.“ —
„Iſt Mitternacht jetzt aber doch,
Wir würden Schläge haben.“ —

„So geht! zieht vor des Dichters Haus,
Ihr neu befreund'ten Geiſter,
Und ſingt dort eure Märchen aus,
Ein Ständchen unſrem Meiſter!“ —

Sie brachen auf und ſchwirrten fort
Mit Gnomen-Luſtgeſchmetter;
Doch Wunder! heut am alten Ort
Fand ich noch — deine Blätter.

Carissima ancillarum,

d. h. die liebſte der Mägde.

Nicht durch holde Geſtalt, wie ſie denkt, und beſonderen Liebreiz,
Auch durch gefällige Sitte nicht wohl und Schönheit der Seele
Oder Verſtand und Fleiß, und wie die Tugenden alle
Heißen der blühenden Mägdlein hier der großen und kleinen:
Sondern vielmehr weil das lange Getier nun nächſtens von ſelber
Zu entwandern gedenkt aus unſerem friedlichen Hauſe.

Eine ausführliche Schilderung von Mörikes Humor zu geben, dürfte den Lesern dieses Buchs und vollends den Kennern seiner übrigen Schöpfungen gegenüber eine überflüssige Aufgabe sein. Wie jeder echte Humor, dringt auch der unseres Dichters aus dem Gemüt und wird darum nur bei denen richtigem Verständnis begegnen, die ihn mit demselben Organ aufzunehmen vermögen. Mörikes Humor ist bald zart, bald kräftig, selbst Derbheiten geht er nicht allzu ängstlich aus dem Weg: innerlich reine Naturen haben ja am wenigsten Ursache, zimpferlich zu thun. Auf kühl berechneten, lediglich durch Verstandesthätigkeit erzwungenen Witz, auf frostige Wortspiele versteht sich Mörike nicht; noch fremder ist der Wunsch und das Bemühen, geistreich zu sein oder zu erscheinen, seinem gediegenen Wesen; auch von der ironischen Spielerei der romantischen Schule, von deren Einflüssen er sonst berührt worden ist, hat er sich völlig ferngehalten. Dagegen zieht sich durch manches seiner Gedichte ein unverkennbar satirischer Zug. Auch die Satire hat ja ihre letzte Quelle nicht im Verstand, sondern im Gefühl, indem sie dem Mißbehagen, dem Unwillen über menschliche Thorheiten oder Schlechtigkeiten ihre Entstehung verdankt. Niemand wird indessen von Mörike erwarten, daß er die Pfeile, die er versendet, in Gift taucht. Die Milde seiner Natur leuchtet selbst da noch hervor, wo er unwirsch ist

und ſpottet. Der Leſer kommt nicht aus der behaglichen Stimmung, weil den Poeten die gutherzige Gelaſſenheit nicht verläßt, mag er nun in der Epiſtel „An Longus“ gegen die Sehrmänner zu Feld ziehen oder durch Leſen von Gedichten, „ſüßem Zeug ohne Saft und Kraft“ ſich ſo erſchlafft fühlen, daß er eines „herzhaften Rettigs“ zur „Reſtauration“ bedarf oder einen unverſchämten Rezenſenten zum „Abſchied“ mit gelindem Fußtritt die Treppe hinabbefördern. Nicht gegen beſtimmte Perſönlichkeiten wendet ſich Mörike, ſein Spott trifft nur Typen, ganze Klaſſen. So zum Beiſpiel die Enthuſiaſten:

Die Welt wär' ein Sumpf, ſtinkfaul und matt,
Ohne die Enthuſiaſten: .
Die laſſen den Geiſt nicht raſten.
Die beſten Narren, die Gott ſelbſt lieb hat
Mit ihrem Treiben und Haſten!
Ihr eigen Ich vergeſſen ſie,
Himmel und Erde freſſen ſie
Und freſſen ſich nicht ſatt.

MORPHEUS
SANNIO

Am verdrießlichſten konnte Mörike über Eigenſchaften werden, die ſeiner eigenen Natur beſonders widerſtrebten: Unwahrheit, Unlauterkeit, Frivolität auf der einen

Sehen Sie, mein ſüßer Engel,
Ich bin geiſtreich, ſchön und jung,
Kein gemeiner Ladenſchwengel,
Sondern voll von Dichterſchwung.

Seite, Fanatismus, Zelotismus, Unduldsamkeit auf der anderen. In seinen ästhetischen Anschauungen ist er gewiß nicht einseitig gewesen, hat vielmehr sehr verschiedenartigen Geistern gerecht zu werden vermocht: hat er doch dem Talent Friedrich Hebbels, das dem seinigen fast entgegengesetzt ist, Bewunderung widerfahren lassen. Aber seine Abneigung gegen Heine war unüberwindbar, und unnachsichtlich verurteilte er die ganze Klasse von Poeten, die sich in falscher Empfindsamkeit oder erheucheltem Weltschmerz gefielen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Stelle aus einem Brief an Hartlaub vom 14. März 1839: „Das brüderlich mitgeteilte Argumentum des Gedichts vom Ritter und Mauersteinklopfer (wie heißt man denn die poetische Spezies dieser Zwickdärme der lyrischen und erzählenden Gattung?) ist abermals eine echte Lordsphantasie eines teutschen Studenten, Referendärs oder Stallmeisters. Diese Leute glauben, unser Herrgott selber könnte nicht umhin, sie zu bewundern, wenn sie ihm ihre herben Weltreflexionen in Versen, so vom Gaul herunter, in den Bart würfen. Und doch ist ihnen wieselwohl in ihrer Haut! und doch ist ihnen ihre Schnauzhaarwichse und das Almosen eines Rezensenten teurer als Warschau, Missolunghi und Byron obendrein!"

Noch manches kräftige Wörtlein derart findet sich in Mörikes Briefen an vertraute Freunde. Dagegen lag

es ihm vollkommen fern, öffentlich als Kritiker aufzutreten und ſich in das literariſche Gezänke des Tages zu miſchen. Um ſeine Rezenſenten kümmerte er ſich nicht allzuviel, und namentlich räumte er ihnen keinerlei Einfluß auf ſeine poetiſchen Erzeugniſſe ein. Begreiflicherweiſe ſah er in erſter Linie darauf, von welcher Seite das Lob oder der Tadel kam. Die unfreundliche und unverſtändige Kritik, die Heinrich Kurz in ſeiner Literaturgeſchichte den Leiſtungen unſeres Dichters angedeihen ließ, that dieſem weh, da er jenen Autor ſonſt als einen tüchtigen Literarhiſtoriker kannte. Die ungünſtige Beurteilung von ſeiten eines anderen, weniger ernſthaft zu nehmenden Schriftſtellers ließ er ſich dagegen nicht viel anfechten; er ergriff vielmehr die Gelegenheit, ſeinem Freund Hartlaub eine kleine humoriſtiſche Scene vorzutragen. „Das dicke Buch des Leipziger Windbeutels", ſchreibt Mörike im Februar 1862, „hab' ich auch im Haus gehabt. Es gab zu einigen ganz ſchönen Kinderreden Anlaß. ‚Sieh, Fanny! dieſer Mann da in dem Buch hat geſagt, ich ſei ein ſchlechter Versmacher.' (‚Ein Dichter', korrigirte mich Mariele augenblicklich. Ich hatte dieſen Ausdruck nicht gebraucht, um eher verſtanden zu werden, ſie müſſen ihn aber ſonſther ſchon richtig aufgefaßt haben.) — ‚Was ſagſt du dazu, Alte?' — Sie (mit aufrichtiger Entrüſtung): ‚Wie heißt denn der?' — ‚Johannes Minckwitz.' —

‚So, der ſoll nur einmal kommen, dem will ich's aber unter ſeine Naſ' zwängen.' (Ipsissima verba, ſelbſteigene Redensart.) — ‚Ja, was ſagſt du ihm aber?' — Sie (ſich im Anlauf übernehmend, ſo daß es ziemlich matt herauskommt): ‚Sie ſind ein unartiger, dummer G'ſell! Wer darf denn ſo von einem Lehrer ſprechen! Der Polizei zeig' ich's an.' — Später ſchien ihr die Sache doch im Kopf herum zu gehen, und ſie fing wieder an: ‚Vater, kannſt du aber das Wort nicht mehr von dir wegmachen?' — ‚Ich wüßt' nicht, wie.' — ‚Ich mein': mit dem Alesticum.' (Sie meinte Gummi elasticum — im Wahn, es ſeien nur die zwei Worte, die auch bloß in dieſem einen Exemplar vorkämen.) — Ich: ‚Das iſt zweitauſendmal gedruckt und wird, wie die Zeitung, in alle Häuſer getragen.' — Sieht mich groß an, gewiſſermaßen mitleidig, ißt aber dann doch ruhig am Fenſter ihren Apfel fort. — Den andern Tag beim Aufſtehen, ich (mit tiefem Seufzen): ‚Der Minckwitz, der Minckwitz!' — ‚O Vater,' ſagte ſie, ‚das thut uns nichts. Unſer Herrgott weiß, daß du ein braver biſt.'

Auch ſeinem Mißvergnügen an gewiſſen theologiſchen Richtungen hat Mörike hin und wieder in ſatiriſchen Verſen Ausdruck verliehen. Eine von Grund aus durchaus religiös und gläubig angelegte Natur, war er dem Rationalismus bitter Feind: es iſt ja bekannt,

wie er vielmehr zur Myſtik hinneigte, in allerdings nur bedingter und keineswegs kritikloſer Weiſe an die Aeußerungen einer Geiſterwelt glaubte, auf Träume, Ahnungen, Sympathiemittel und dergleichen entſchiedenen Wert legte. Der Cleverſulzbacher Hausgeiſt iſt ſchon berührt worden; Juſtinus Kerner hat die Erfahrungen, die Mörike mit ihm gemacht hat, in ſeiner „Seherin von Prevorſt“ verwertet. Einmal wurde unſer Dichter nach ſeiner eigenen Ueberzeugung auf höchſt wunderbare Weiſe von einem Leiden befreit. In der erſten Zeit ſeines Mergentheimer Aufenthalts traten bedenkliche Krankheitserſcheinungen bei ihm auf, ſo daß eine ärztliche Autorität ſogar eine unheilbare Affektion des Rückenmarks befürchtete. Er reiſte zur Kur nach Teinach und beſuchte unterwegs einen lieben Studiengenoſſen, den Pfarrer Blumhardt in Möttlingen, den nachmaligen bekannten Leiter der Boller Privatheilanſtalt. Blumhardt ſchlang, wie von ungefähr, wiederholt den Arm um ſeinen Freund, und infolge dieſer Berührungen fühlte ſich der Patient nach zwei Tagen ſo erleichtert, daß er die Reiſe nach Teinach für überflüſſig hielt. Schließlich begab er ſich doch noch für einige Wochen dorthin und kehrte nach deren Verlauf geſund nach Hauſe zurück. Ueber eine andere nicht minder merkwürdige Geſchichte hat Mörike ſelbſt in der Zeitſchrift „Freya“ berichtet. Einſt in der Nacht — es war zu

Mergentheim — erweckte ihn ein plötzliches Gefühl, als wenn ihm kalte, ſchwere Tropfen in das Geſicht

Ein Gebet.

Ein zweites Geſpenſt.
Das erſte erblickend.

geſpritzt würden, und zugleich glaubte er ihren Fall auf dem Deckbett zu hören. Später ſtellte ſich heraus, daß zu derſelben Stunde die im Stockwerk über Mörike

wohnende Margarete von Speth, eine Katholikin, mit geweihtem Waſſer „für jedes einzelne beſonders, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerſtätte eines jeden war," Tropfen in die Luft geſprengt hatte. Der Fall mag immerhin einigen Eindruck auf den Dichter gemacht haben; aber ihn als beſtimmende Urſache ſeiner ehelichen Verbindung mit jener Margarete hinzuſtellen, iſt zum mindeſten eine Geſchmackloſigkeit. Uebrigens hat Mörike, ſo ernſtes Nachdenken er der Berechtigung des Geiſter- und Wunderglaubens gewidmet hat, doch auch, wie ſchon die beiden vorſtehenden Zeichnungen beweiſen, der Sache eine ſcherzhafte Seite abzugewinnen vermocht.

Von kirchlicher Rechtgläubigkeit war Mörike ſehr weit entfernt, und dem Dogma gegenüber verhielt er ſich ziemlich gleichgültig. Er erkannte an anderen Konfeſſionen und Religionen das Gute an und war mit dem auch ſonſt von ihm bewunderten Friedrich II. von Preußen der Anſicht, daß jeder nach ſeiner Façon ſelig werden könne. Bei ſolchen milden Anſchauungen mußte ihm Uebereifer und zänkiſches Weſen an evangeliſchen wie katholiſchen Geiſtlichen in tiefer Seele zuwider ſein. Aus derartigen Stimmungen heraus ſind manche Gelegenheitsverſe Mörikes entſtanden.

Ein junger Pfarrer und ein alter Bauer.

Pfarrer. Wie mögt ihr nur ſo bang um eure Nahrung ſorgen!
Da ſeht die Vögel unterm Himmel an!
Fragt einer auch: „Was eſſ' ich heut und morgen?“
Keiner verhungert, ſeht! dafür iſt Gott der Mann.
Wenn nun der Herr des Sperlings Schrei erhört,
Seid ihr nicht mehr denn alle wert?

Bauer. Ganz gut, Herr Pfarr; doch wenn's Euch nicht erboſt:
Beim Licht beſehn, iſt das ein Vogeltroſt.

Namentlich in der erſten Auflage ſeiner Gedichte ſtanden mehrere auf Theologen gemünzte ſatiriſche Verſe, die aber in den ſpäteren Ausgaben weggeblieben ſind.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß ſich Mörike in Cleverſulzbach genötigt ſah, den Beiſtand von Vikaren in Anſpruch zu nehmen. Das brachte für ihn mancherlei Verdruß. Einmal war ſo ein junges Herrchen ſein Hausgenoſſe, der der Anſicht war, kopfhängeriſches Weſen erhöhe die Würde ſeines Standes, und dem die

Ein eleganter junger Geistlicher, wie ihn die Damen gern predigen hören.

maßvolle Heiterkeit, wie sie im Cleversulzbacher Pfarrhaus vorschlug, sündhaft vorkam. Sogar der kleinen Agnes Hartlaub war dies so auffällig, daß sie eines Tages nach Tisch, als der Vikar sich eben entfernt hatte, die Bemerkung machte: „Aber wie's Klärchen vorhin ein wenig gespaßt und gelacht hat mit mir, hat sie der Herr Vikar angesehn, wie wenn er sie schießen wollt'." Der Freude über den Abgang des unangenehmen Herren verlieh Mörike seiner kleinen Freundin gegenüber kräftigen poetischen Ausdruck:

Der Vikar itzunder
Und sein Starenplunder
Ist nun, Gott sei Dank! —
Freilich mit Gestank,
Weil er sich noch sehr blamiret —
Aber wirklich abmarschiret
Und auch keine Laus
Mehr von ihm im Haus.

Die Bekehrungssucht eines anderen Vikars hat Mörike in nachstehenden Versen verspottet:

Der Herr Vikare
Red't immer das Gute und Wahre,
Es ist ein Staat,
Wie der Herr . . . .

Prediget
Und gleichſam die Leute nötiget
Zu dem Wahren und Guten;
Er bekehrt Heiden und Juden. —
Nein, auf Ehre,
Wenn nur ich ſo wäre!

Ein befreundeter Pfarrherr.

Dagegen hielt der Cleverſulzbacher Pfarrherr mit Amtsgenoſſen, die gleich ihm beſonnene und friedfertige Geſinnungen hegten, gute Nachbarſchaft. Davon zeugt ein an Pfarrer Wolf in Rinderfeld gerichtetes Gedichtchen vom 8. April 1844.

Im leeren Pfarrhaus.

Ein Geſellſchäftlein trat an,
Gar nicht ohne Schrecken,
Denn ach! weder Frau noch Mann
War da zu entdecken.

Von gewohnter Gaſtfreundſchaft
That man vieles ſchwatzen
Bei betrübtem Gerſtenſaft
Und bei Judenmatzen.

Sah ſich deine Käthin an,
Hörte deinen Gimpel,
Und dazwiſchen ſpielte man
Auf dem Klavizimbel.

Und ſo ließ man ſich zumeiſt
Die Partie nicht dauern:
War des Wolfen Friedensgeiſt
Doch in dieſen Mauern.

Zum Schluß möge hier noch ein etwas draſtiſcher Scherz unſeres Dichters aus der Zeit ſeines Cleverſulzbacher Pfarrlebens Unterſchlupf finden. Die Pfarrer des Neuenſtadter Dekanats hielten in regelmäßigen Zwiſchenräumen ein theologiſches Kränzchen ab, worin zumeiſt über die neu erſchienene Dogmatik des Tübinger Profeſſors Steudel geſprochen wurde. Mörike, der „Clevner" oder „Bruder Regen", wie er ſich mit Anſpielung auf ſeinen damals vollendeten Operntext „Die Regenbrüder" bezeichnet, pflegte ſich unter allerhand Ausflüchten — Ungunſt der Witterung, Unwohlſein und dergleichen — von den Zuſammenkünften, die ihn langweilten, zu dispenſiren. Pfarrer Vetter war Mörikes Amtsvorgänger in Cleverſulzbach.

Die ſechs oder ſieben Weiſen im Unterland.

1834.

„Meine werten Herrn Kollegen,
Sind wir alleſamt zugegen?" —
„Bis auf den —
Wißt ſchon wen,
Den Herrn Bruder Regen." —

„Ja, mit dem iſt's doch ein Handel!
Er beſitzt doch einen Mantel;
Für den Hals
Allenfalls
Gäb's ja Zuckerkandel.“ —

„Ganz gewiß der Pfarrer Vetter
Käm' in Sturm und Regenwetter;
Wär' der Kranz
Rund und ganz,
Wär' es doch viel netter.“ —

„Wenig macht es für den Beutel,
Unſre Frau'n ſind nicht ſo eitel;
Kein Gefräß,
Etwas Käs,
Wein, Kaffee und Steudel.“ —

„Hört ihr's Clevners Spottgebelfer? —
Unſer Wein iſt zwar kein Elfer,
Er iſt fromm.
Gott willkomm!
Fang Er an, Herr Helfer!“ —

„Nun, an welchem Paragraphen
Sind wir neulich eingeſchlafen? — —

Horch! was ſcholl?
Donnert's wohl?“ —
„Fritz ſitzt auf dem H . . . .“ —

(Verlegenheitspauſe und Staunen. Hierauf großes vielſtimmiges Gelächter, welches rhythmiſch als Chorus mit Hahaha, Hähähä u. ſ. w. durch alle Vokale hindurch geſungen werden kann.)

„Doch im Ernſt, was wollt' ich ſagen?
Seit dem Wetter vor acht Tagen —
's iſt ein Kreuz —
Hat bereits
Alles aufgeſchlagen.“ —

„Ich für mich war nicht erſchrocken,
Denn ich hab' noch einzubrocken;
Ich verkauf'
(Und verſauf')
Noch ſechs Malter Roggen.

Da ich eben deshalb morgen
Nach Heilbronn will und nach Horgen,
Gibt es heut'
Noch bei Zeit
Manches zu beſorgen.

Und wo woll'n wir's nächſtmal boxen?
Sulzbach? — Wär'n wir rechte Ochſen.
Unſer Stern,
Liebe Herrn,
Steht alſo gen Gochſen."

Namensgeblicher Entwurf meines Grabſteins.

Entwürfe die Worte:
Er lebte gerne und erreichte ein ungewöhnlich hohes Alter.